

64

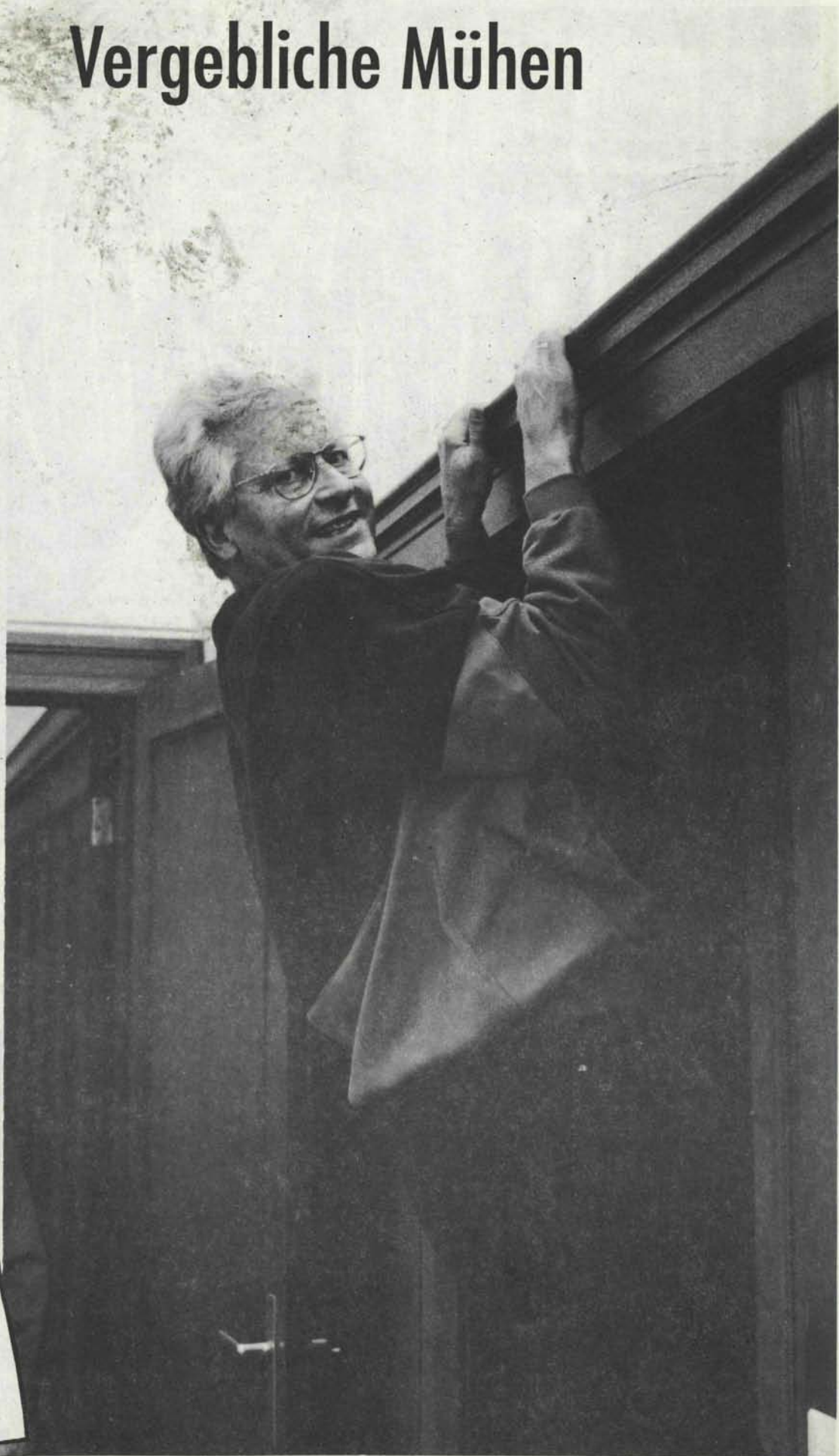
7. Februar 1995

Die Studentenzeitung der Humboldt-Universität 7. Jahrgang

Vergebliche Mühen

AUFGEFORDERT

Un





GriPS muß man haben. Denn GriPS hilft, die entscheidenden Dinge im Griff zu behalten: Erstens alle Termine. Und zweitens alles, was mit Geld zu tun hat. Vorausgesetzt, man geht zur Dresdner Bank und holt sich unseren Planer für

1995. Mit allen GriPS-Infos. Für 17 Mark. Solange der Vorrat reicht.

GriPS ist das Dresdner Bank-Angebot für junge Leute. Da steckt

alles drin, was man braucht, um in allen Geld- und Bankangelegenheiten ganz einfach klarzukommen.

Von A wie Anlageberatung bis Z wie Zinsen. Zu interessanten Konditionen, die jungen Bankkunden weit entgegenkommen. Wer Köpfchen

hat und noch kein GriPS, geht deshalb gleich zur nächsten Dresdner Bank. Alles klar? Klar, alles im Griff.

Und hier finden Sie uns – ganz in Ihrer Nähe:

Unter den Linden 17,
Karl-Liebknecht-Straße 11,
Chausseestraße 128-129,

Friedrichstraße 62,
Prenzlauer Allee 189,
Schönhauser Allee 143.

Das Geheimnis meines Erfolges



Dresdner Bank

Editorial

Pikanterweise am Rande des PDS-Parteitages wurden durch einen ZDF-Journalisten die beruflichen Pläne öffentlich, die Wissenschaftssenator Erhardt für die Zeit nach den Abgeordnetenhaus-Wahlen im Oktober bereithält. Er wird nicht mehr für das Amt des Senators für Wissenschaft und Forschung bereitstehen, seine weitere Karriere entfaltet sich in Essen als Generalsekretär des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Ein mächtiger Verband der deutschen Wirtschaft, dem rund fünftausend (finanzstarke) Mitglieder angehören und der auch in Berlin ein Wort mitzureden hat, wenn beispielsweise die Dahlem-Konferenzen zu finanzieren waren. Eine Woche vor den Pressemitteilungen über Erhardts bevorstehenden Rückgang waren wir bei ihm als Interviewpartner zu Gast. Daß daraus nun unfreiwillig eine Art abschließende Bilanz wurde, haben beide Seiten während des Interviews noch nicht gewußt. Trotzdem war es eine Art Zusammenfassung von politischer Arbeit im schwierigen Terrain Berlin: Es ist vieles erreicht worden, insbesondere für die Humboldt-Universität, aber die aktuellen Spardebatten lassen vieles in Gefahr geraten. Ob sich vor diesem Hintergrund die Klimmzüge gelohnt haben, die Erhardt Anfang Januar vor Pressefotografen öffentlichkeitswirksam („Fit für 95“) vollführte, ist zu bezweifeln. Aber ein Wissenschaftssenator im Jogging-Anzug ist allemal amüsant...

Anfang April möchte UnAUFGEFORDERT ein neues Projekt beginnen. Ab dem Sommersemester wollen wir in unregelmäßiger Folge, wahrscheinlich einmal pro Semester, eine „UnAUFGEFORDERT EXTRA“ herausgeben, die ganz den Forschungen der Studenten an der Humboldt-Universität gewidmet ist. Das erste Heft, welches wir gemeinsam mit der *ethna* (Fachschaftszeitung der Europäischen Ethnologie) produzieren wollen, wird sich mit der Bürokratie an der Humboldt-Universität beschäftigen. Hintergrund sind die Arbeitsergebnisse des Seminars „Ethnologie der Bürokratie“, welches unter Leitung von Prof. Kaschuba im Wintersemester stattfand.

Und so oder ähnlich soll es dann auch bei anderen Projekten laufen. Wenn also Studenten oder auch Professoren der Meinung sind, der Arbeitsgegenstand ihres Seminars wäre auch für eine größere Öffentlichkeit interessant, sollte dieses der Redaktion rechtzeitig bekanntgeben. Denn ohne Publikation taugen Forschungen nur für den Elfenbeinturm, und Studenten haben an einer Universität kaum die Möglichkeit, ihre Forschungsergebnisse zu veröffentlichen. Wir sind bei der Auswahl der Themen völlig offen (auch Quantenphysik kann sehr interessant sein); - wer Themen hat, einfach bei uns melden.

Für die Semesterferien haben wir mit dieser Ausgabe vorgesorgt: 4 Ausstellungsempfehlungen, 2 Theaterkritiken und die Rezension eines vierbändigen Werkes von Tad Williams bedeuten Kultur satt. Wem also zwischen Prüfung, Klausur und Belegarbeit noch Zeit bleibt - in der UnAUFGEFORDERT steht, wo es was zu sehen, hören und zu lesen gibt.

Und nicht genug mit den Erneuerungen, hat UnAUF Nr. 64 exklusiv den Fortsetzungsroman neu, aber anders erfunden. Die Entdeckerin wird sich der ersten Folge widmen, dann folgen in alphabetischer Reihe alle anderen Redakteure - man darf gespannt sein, was sich unter „Morgenduft, Rabattenzeit“ so alles ereignen wird.

Zu aller letzt steht die Aufforderung: Auch im neuen Semester warten wir wieder auf neue Redakteure. Zwar sind wir im letzten Jahr von solchen zahlreich aufgesucht worden, aber eine Zeitung, die das breite Spektrum studentischer Meinungen widerspiegeln will, kann davon nie genug bekommen. Also, wer Lust am Schreiben hat, im April geht es weiter.

Bis dahin, schöne Ferien und gute Prüfungsnoten!

Inhalt

Hochschulpolitik:

Stupa Wahlen - Hochrechnungen.....	4
Einsparungen an den Unis.....	4
Interview mit dem Wissenschaftssenator.....	6
Strukturverwässerungen.....	8
Kommentar zum Sparen.....	11
amnesty international.....	12

Studieren:

Studieren in Oxford.....	13
Keine Räume für Examen?.....	14
Der Löwe ist weg!.....	15
Grüne Woche.....	16

Medien:

Wo ist "Mies und Fies"?.....	19
------------------------------	----

Forschung:

Geschichte der HUB: Studenten zwischen 1918 und 1920.....	22
---	----

Kultur:

Teesieb.....	20
--------------	----

Ausstellungen:

Künstler aus Chicago und Berlin.....	25
Auftrag Kunst.....	26
Der Toaster im Museum.....	27
Kreuzberg küßt New York?.....	29

Konzert:

Aua beim Konzert!.....	29
------------------------	----

Buch:

Der Herr der Schwerter.....	30
-----------------------------	----

Theater:

Dramenlesung.....	32
Gangsterspektakel im Bunker.....	34

Narrenhochzeit in Köln.....	35
-----------------------------	----

Film:

100 Jahre Kino.....	36
---------------------	----

Morgenduft - Rabattenzeit.....	37
--------------------------------	----

Rubriken:

Moneteninfo.....	18
Rätsel.....	38
Leser und Diverses.....	39
Letztes und Allerletztes.....	40

Vorläufiges Ergebnis der Wahl zum 3. Studentenparlament der Humboldt-Universität

Von den 26.093 Wahlberechtigten haben an der diesjährigen Stupa-Wahl 2.472 Studenten teilgenommen. Bei 211 ungültigen Stimmzetteln entspricht dies einer Wahlbeteiligung von 9,5%. Gegenüber dem Vorjahr gingen dieses Jahr 2,6% weniger Studenten wählen. Als fleißigste Wähler haben sich wieder einmal die Psychologen erwiesen (33,2%), das größte Desinteresse zeigte sich neben den Elektrotechnikern (0,8%) bei der Charrité (2,3%).

Das neue Studentenparlament wird 41 Mitglieder haben, Nachwahlen auf die unbesetzt gebliebenen 19 Mandate können bis zum 22.04.1995 stattfinden.

Die einzelnen Listen mit den neuen Mitgliedern des StuPa

Liste 1: RCDS

- Gunnar Münchow (Geschichte)
- Mario Pahnke (BWL)
- Christina Ruff (Theologie)
- Ulrike Hüppe (Medizin)
- Andreas Wolff (Jura)
- Wiktor Wienke (Jura)
- Thomas Krüger (BWL)
- Alden Richert (BWL)

Liste 2: UNL

- Thomas Schirmann (Biochemie)
- René Scheumann (Pharmazie)
- Johannes Peschke (Fischereiwissenschaft)
- Axel Humsch (Chemie)
- Dirk Rübbecke (VWL)

Liste 3: HDS - Offene linke Liste

- Susann Baller (Musikwissenschaft)
- Andreas Frielinghaus (Physik)
- Anja Lindner (Psychologie)
- Marcus Otto (Geschichte)
- Michael Weber (Informatik)
- Bernd Schilfert (Sozialwissenschaften)

Liste 4: Die bunten Hunde

- Ulrich Kohlöffel (Kulturwissenschaft)
- Moritz Krotz (Kulturwissenschaft)

Liste 5: MUTVILLA

- Antje Barsch (Reha-wissenschaften)
- Jens Pöschmann (Jura)
- Ulrike Kersten (Reha-wissenschaften)
- Steffan Knoke (Kulturwiss./Geschichte)

Liste 6: Linke Liste der Humboldt-Uni

- Jana Schütze (Physik)
- Ronald Höhner (Wirtschaftswiss.)
- Claudia Schumann (Kulturwissenschaft)
- Andreas Biesenthal (Geschichte/Geographie)
- Kornelia Freier (Geschichte/Geographie)
- Frank Seyffert (Arbeitslehre/Geographie)
- Jeanine Dagely (Islamwiss./Turkologie)
- Jörn Rogge (Geschichte/Soziologie)
- Astrid Kiesewetter (Afrikanistik/Französisch)
- Bekele Tefera (Theaterwiss./Kunstwiss.)
- Gabi Weineck (Sozialwissenschaften)
- Joscha Bach (Informatik)

Liste 7: Geozentriker für Utopia

- Mario Pschera (Jura)

„Rücktritte werden nicht angedroht, sondern erklärt!“

Die drei Berliner Universitäten werden 1995 Einsparungen in Höhe von 137 Millionen leisten müssen - durch Schließung und Fusionierung von Studiengängen. Nach dieser Sparaktion gibt Wissenschaftssenator Erhardt auf - für die nächste Legislaturperiode steht er nicht mehr zur Verfügung.

Auszug aus einem Gespräch der *zitty* mit den vier Berliner Universitätspräsidenten: „Herr Erhardt will von Ihnen allen am 02. Februar wissen, welche Studiengänge (...) eingestellt werden können. Frau Dürkop, was werden Sie ihm als Vorsitzende des Kooperationsbeirats der vier betroffenen Hochschulen vorschlagen?“ Antwort: „Nichts! Der Arbeitsauftrag des Beirats ist ein anderer.“ So oder ähnlich klingen alle Stellungnahmen, die momentan aus den Universitäten in Richtung Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung zu hören sind. Dort reagiert man mit Gegenstrotz: Was er denn von der Androhung halte, die Dekane und Präsidenten der Universitäten werden aus Protest zurücktreten, wurde Erhardt gefragt. Antwort: „Rücktritte werden nicht angedroht, sondern erklärt!“

Die Situation kann verfahrener nicht sein. Auf der einen Seite Wissenschaftssenator Erhardt, der die Sparbeschlüsse in Form von Strukturveränderungen für die Universitäten als „dauerhaft finanzierbare Strukturen“ schönredet (siehe Interview S.6). Auf der anderen Seite stehen die Universitäten, die aus Angst vor Eingriffen jegliche konkrete Diskussion zu eigenen Sparpotentialen vermeiden. Die Stellungnahme des Akademischen Senats der HUB konnte belangloser nicht sein (UnAUF Nr.63), TU-Präsident Schumann hat sich mit der konkreten Benennung von Studiengängen, die geschlossen werden könnten, an seiner Universität ins Aus manövriert und die FU versucht sich total totzustellen. Es ist ein seltsames Spiel, welches die Universitäten momentan miteinander treiben: Wer sich zuerst beugt, hat verloren.

Und es ist ein Spiel, welches den Ruf nach Einschränkung der universitären Autonomie stärker werden läßt. Denn

im Endeffekt wird es wieder die Staatsseite sein, die über die Einsparungen beschließen muß, von hier werden Entscheidungen getroffen, welche Studiengänge zu schließen sind. Die Universitätsgremien haben wieder einmal bewiesen, daß sie nicht in der Lage sind, die ihnen zur Verfügung stehende autonome Entscheidungsgewalt den Anforderungen entsprechend zu nutzen. Dies hat auch mit dem „Gremienunwesen“ (Erhardt) zu tun, welches die Universitäten befallen hat. In einer großen Anzahl von Gremien wird immer entfernter von der Wissenschaft versucht, Hochschulpolitik zu betreiben, zuungunsten des Verantwortungsgefühls der Gremienmitglieder, die leider all zu oft ihre Mitgliedschaft in den Kommissionen vom Ort ihrer Tätigkeit - der Universität - trennen. „Professoren reagieren doch erst, wenn ihnen der Lehrstuhl unter dem Hintern weggezogen wird.“ Diese Klage, am Rande der Sondersitzung des Akademischen Senats der HUB von einem Professor geäußert, ist immer stärker von außerhalb der Universitäten zu hören und eine solche Meinung über universitäres Eigenverständnis wird nicht dazu beitragen, die öffentliche Meinung über die Hochschulen zu verbessern.

Dabei steht viel auf dem Spiel: Insgesamt ca. 280 Millionen DM müssen die Universitäten in den nächsten beiden Jahren einsparen, in Form des Abbaus von Doppel- und Mehrfachangeboten. Der Spielplan, den man sich dafür vorgegeben hat, ist für die betroffenen Universitäten nicht günstig: falls die Universitäten bis zum 31.01.1995 keine eigenen Vorschläge machen (dies ist geschehen), muß Senator Erhardt dem Abgeordnetenhaus bis zum 31.03.1995 einen Bericht vorlegen, wie gespart werden könne. Und die Entscheidung

gen fällt dann, so will es die SPD, das Abgeordnetenhaus. Daß dort die Kenntnis der Berliner Hochschullandschaft nicht sehr gut ist, haben die Entscheidungen zur Fusion von Charité und UKRV bewiesen (siehe UnAUF Nr. 62). Und so steht zu befürchten, daß das Schweigen der Universitäten sich im Endeffekt eventuell zum Schaden der Universitäten auswirken könnte und daß die Sparmaßnahmen in ihrer Endgestalt schlimmer sind als erwartet.

Nun ist aber Senator Erhardt nicht ganz schuldlos an dieser Entwicklung. Zum einen hat er versäumt, den Universitäten Kooperationsbereitschaft in dem Sinne zu signalisieren, daß nunmehr gemeinsam versucht werden müsse, dem Berliner Senat - hier insbesondere den Senatsverwaltungen für Inneres und Finanzen - die absurden Sparsummen auszureden. In diesem Sinne könnte sich Erhardt auch dazu durchringen, das momentan absolute „Nein!“ der Berliner Universitäten als autonome Entscheidung zu akzeptieren und von diesem Punkt eine Diskussion über die zweifellos vorhandenen Sparpotentiale an den Universitäten zu beginnen. Daß er den Universitäten eine solche Entscheidung nicht zubilligt und angesichts der diskussionslahmen Akademischen Senate und Kuratorien in der Öffentlichkeit von einer „Abdankung der Autonomie“ spricht, ist für beide Seiten nicht besonders förderlich.

Hinter den Kulissen wird aber zumindest für die Humboldt-Universität versucht, eventuell bedrohte Stellen zu retten. Auf der letzten Sitzung der Hauptkommission und in vertraulicher Runde versuchen Universitätsleitung und Wissenschaftssenat gemeinsam, noch nicht bestätigte und besetzte Professorenstellen zu sichern. Denn wenn es hier zu Stellenkürzungen kommt, kann dies für einige Institute und Fachbereiche (beispielsweise die Chemie) das Ende der Erneuerung bedeuten.

Letzten Endes werden wohl alle drei Universitäten und die HdK noch einmal Federn lassen müssen, der Hauptteil wird auf die FU zukommen, die TU wird sicherlich einen Großteil ihrer Leh-

rerbildung verlieren und für die Humboldt-Universität wird sich die Einsparung auf einige naturwissenschaftliche Bereiche konzentrieren. Genaues weiß man nicht und der Termin der Einsparungen wird auch sehr vom Berliner Wahlkampf abhängen. Erhardt selbst wollte nicht sagen, ob es noch vor den Neuwahlen zu Sparbeschlüssen kommen wird. Das hänge von den Sozialdemokraten ab, die sich schon mehrfach geweigert hätten, Entscheidungen



auf Kosten der Universitäten zu fällen. Die Universitäten sollten sich aber nicht darauf verlassen, daß es vor den Neuwahlen zu keinen Entscheidungen kommt, denn werden dann während des laufenden Haushaltsjahres beispielsweise im Oktober Sparbeschlüsse gefaßt, wird wohl einem Rasenmäher gleich die Personalstruktur nach eventuell überflüssigen Stellen abgegrast - für die HUB hieße dies noch einmal Abbau im Verwaltungsbereich und bei den wissenschaftlichen Mitarbeitern.

Das Szenario der politischen Umsetzung wird ein altbekanntes sein: Werden die Sparbeschlüsse in der Öffentlichkeit ruchbar, werden Studenten (wahrscheinlich diesmal in Gemeinschaft mit ihren Professoren) auf die

Straße gehen, vielleicht auch streiken. Die Universitäten werden sich lauthals beschweren, eventuell kommt sogar eine Verwaltungsgerichtsklage heraus - alles zu spät. Alles, was dann diskutiert wird, gehört eigentlich jetzt auf den Tisch, müßte eigentlich jetzt an den Universitäten offensiv diskutiert werden. Wer nur auf die Schlange starrt, wird sie nicht besiegen...

Für Manfred Erhardt wird die anstehende Sparrunde wohl die letzte Amtshandlung sein (siehe Interview).

Von außerhalb nach Berlin gekommen, war es seine Aufgabe, die Hochschulen Berlins neu zu strukturieren und sie auf eine sichere Grundlage zu stellen. Erstes ist ihm mit einigen Rückschlägen gelungen, beim zweiten mußte er kapitulieren. Am Ende mußte er, in der Zange der Senatsverwaltungen für Inneres und für Finanzen, immer mehr Zugeständnisse machen. Daß er zuletzt sein politisches Schicksal an das regierenden Bürgermeisters Diepgen geknüpft hat, war wohl nur ein Vorwand, denn daß seine Pläne vorzeitig bekannt wurden, paßte dem Wissenschaftssenator gar nicht. Denn nun endet seine Amtszeit in Berlin, wie sie begann: Im Januar 1991 zogen Studenten der HUB in einem Protestmarsch nach Leipzig, um so die drohende Abwicklung einiger Fachbereiche zu verhindern, FU und TU standen massiv in der Kritik, zu viele Gelder zu verschlingen.

Zurück läßt Manfred Erhardt eine Senatsverwaltung, die hochschulpolitische Vorgaben am liebsten

in eigene verwaltungsgerechte Happen zerstückelt und so die Kontakte mit den Universitäten auf Verwaltungsebene zum nervenaufreibenden Spiel werden läßt (siehe UnAUF Nr. 61) und eine Stadt, die Bedeutung von Wissenschaft noch hinter die der Wohnungspolitik eingruppiert - mit entsprechender Erwartungshaltung an die Universitäten.

Sein Einsatz für die (in ihrer Leitung oft schwierige) Humboldt-Universität war beachtlich, betrachtet man jedoch die anstehenden Sparmaßnahmen und die damit einhergehenden Strukturveränderungen für die eigentlich gerade neu strukturierte Universität, dann war alle Mühe vergeblich!

"Unter dem Diktat der leeren Kassen"

Interview mit dem Senator für Wissenschaft und Forschung,
Prof. Dr. Manfred Erhardt

UNAUFGEFORDERT: Am 07. 12. 1994 haben Sie die vier Präsidenten der Berliner Universitäten und der HdK aufgefordert, in den Universitätsgremien Entscheidungen und Stellungnahmen in bezug auf Strukturrentscheidungen herbeizuführen. Die Universitäten werden sich mit großer Wahrscheinlichkeit dieser Aufforderung widersetzen. Wie wollen Sie überhaupt die notwendigen Sparmaßnahmen zur Erfüllung der pauschalen Minderausgabe in Höhe von 137 Millionen für das Jahr 1995 noch umsetzen?

Manfred Erhardt: Zunächst einmal wundere ich mich über diese Verweigerung. Ich hatte schon einmal versucht, dem Berliner Senat die Möglichkeit zu geben, Studiengänge zu schließen. Damals haben die Universitäten unisono erklärt, das sei nicht Sache des Staates, sondern Sache der Universitäten selber. Das ist richtig: Im Land Berlin sind die Akademischen Senate zuständig, Studiengänge zu schließen, zu verändern oder neu einzurichten. Wenn dies aber die akademischen Senate nun nicht tun wollen, es der Kooperationsbeirat auch nicht schafft, und wenn auch die Präsidenten beim Gespräch Anfang Februar nicht in der Lage sein sollten, ein abgestimmtes Konzept darzulegen, dann bin ich durch Parlamentsbeschluß zum 31. März diesen Jahres gehalten, einen Bericht vorzulegen und Vorschläge zu machen, wie es zu welchen Strukturentscheidungen kommen kann. Und darüber wird dann das Parlament entscheiden.

Ich bedaure, daß die Entwicklung in diese Richtung gehen wird. Es wäre

mir lieber, es könnte in der Wahrnehmung der Hochschulautonomie der Universitäten eine Strukturrentscheidung

fallen und nicht die Politik müßte diese Aufgabe übernehmen.

Denn die Universitäten müssen erkennen, daß man nur die Wahl hat zwischen der Rasenmähermethode, das hieße der pauschalen Rückführung von Zuschüssen, oder aber einer sinnvollen Hochschulstrukturpolitik, die dazu führt, daß das, was wir erhalten

wollen, ordentlich finanzierbar ist. Und deshalb wäre es sinnvoll, wenn die Hochschulen sich in der Lage sehen würden, sich den gesamtgesellschaftlichen Notwendigkeiten, die sie sonst immer so sehr einklagen, zu stellen und in einem - ich sage mal: relativ bescheidenen Rahmen - mitziehen würden.

Aber niemand geht davon aus, daß im Jahre 1995 oder 1996 große Sparbeiträge anfallen. In diesen Jahren sollen lediglich die Strukturrentscheidungen gefällt werden, so daß bis in acht Jahren ein eingestellter Studiengang automatisch auch Einsparbeiträge abwirft.

Würde Ihnen denn ein begründetes, aber klares „Nein!“ der Universitäten helfen, gegenüber dem Berliner Senat auf die Undurchführbarkeit der geforderten Sparmaßnahmen hinzuweisen?

Die Sparvorgaben des Parlaments in der vorgesehenen Höhe sind ja nicht grundsätzlich undurchführbar. Man muß aber fragen, ob eine Totalverweigerung

vorliegt oder ein konstruktives Bemühen.

Ich kann aber nicht verstehen, warum gerade die Humboldt-Universität nun auch sagt, es sei genü-

gend gespart worden. Die Humboldt-Universität hatte 1991 350 Millionen Zuschuß, und hat 1995 fast 500 Millionen

Zuschuß. D.h. der Zuschuß an der Humboldt-Universität steigt gegenüber dem Vorjahr 1995 um 45 Millionen, das entspricht 9,9 Prozent. Ich erkenne nicht, daß die Humboldt-Universität an der Spitze der Sparbemühungen steht, und

die versäumten Kündigungen haben ja seinerzeit auch gezeigt, daß hier offensichtlich nicht das Sparen

im Vordergrund stand, sondern die administrative Insuffizienz der Humboldt-Universität dazu geführt hat, daß im Gegenteil mehr Geld ausgegeben werden mußte, als dies für eine profilierte Universität nötig ist.

Die Humboldt-Universität sagt selbst, daß sie voraussichtlich mit 25 Millionen von den Sparmaßnahmen betroffen wäre. Umgerechnet bedeutet dies, daß der Sachmittelbereich von 32 Millionen auf 7 Millionen gekürzt werden müßte, oder daß 65 Professorenstellen unbesetzt bleiben müßten. Sind das nicht Größenordnungen, die gefährliche Einschnitte in den aktuellen Haushalt der Universität bedeuten?

Das sind unprofessionelle Milchmäddenrechnungen. Es geht ja nicht darum, daß im Jahr 1995 der Einsparbeitrag erbracht wird, sondern daß in der Größenordnung von 158 Millionen, bis zum Jahre 2003 eine Zuschußabsenkung stattfindet. Es geht darum, daß im Jahre 1995 die Strukturrentscheidungen fallen, nicht um die zeitgleiche Realisierung der Einsparungen. Es geht um den Abbau von mehrfach angebotenen Studiengängen.

Abgesehen von den genauen Zahlen, ist eine solche Sparaufgabe für die Humboldt-Universität, die sich nach wie vor in der Umstrukturierung befindet, wissenschaftspolitisch überhaupt verantwortbar?

Dies hängt davon ab, welche Struktur-

Administrative Insuffizienz der HUB

Wahl zwischen Rasenmähermethode und sinnvoller Hochschulpolitik

entscheidungen getroffen werden. Und deshalb ist es auch meine Vorstellung, daß dies übergreifend von allen drei Universitäten vorgeschlagen wird. Denn das, was an der einen Universität geschlossen wird, wird an der anderen Universität selbstverständlich weitergeführt, vielleicht sogar gestärkt werden.

Wäre es bei den ange-deuteten Sparhöhen auf Dauer nicht sinnvoller, eine Universität ganz zu schließen als sich mit allen Universitäten auf mühsame Debatten einzulassen?

Das ist ein *argumentum ad absurdum*. Aber in der Tat: Vor meiner Senatortätigkeit im Jahre 1990 ist im Abgeordnetenhaus und im MagiSenat (*Verbindung der beiden Berliner Stadtverwaltungen vor der Wiedervereinigung - UnAUF*) sehr heftig darüber diskutiert worden, ob nicht die Humboldt-Universität gänzlich abgewickelt werden sollte. Es hat bekanntlich eine andere Entscheidung gegeben, und dies bedeutete zunächst einmal, daß die Humboldt-Universität in den Fachbereichen, die existierten, weitergeführt werden sollte. Daß die finanzielle Not des Landes Berlins so schnell kommt und wir heute unter dem Diktat der leeren Kassen stehen, konnte keiner ahnen.

Aber diese Sparmaßnahmen können ja auch strukturell sinnvoll gestaltet werden. Einerseits müssen die überbordenden Massenstudiengänge an der FU und TU zurückgeführt werden, und andererseits ist es für ein Land wie Berlin, mit dreieinhalb Millionen Einwohnern, auch nicht notwendig, daß Vier- und Fünfstudiengänge und sehr viele Dreifachstudiengänge angeboten werden. Und wenn gespart werden muß, dann sollte man das nicht mit der Rasenmähermethode tun, sondern man sollte aus der Not eine Tugend machen

und sinnvolle Strukturen etablieren, die dauerhaft finanzierbar sind.

Es hat von verschiedener Seite, auch von der Präsidentin der HU, den Vorschlag gegeben, eine Berli-

ten darauf hin, daß Studieren besser an kleineren, überschaubaren Einheiten möglich ist als in großen, überbordenden Studiengängen, in der die Anonymität sowohl auf der Seite des Lehr-

körpers wie auch auf der Seite der Studentenschaft vorherrscht und die Betreuungsintensität deutlich geringer ist. Ich halte den Vorschlag, aus den drei Berliner Universitäten eine Riesenuniversität zu machen, für absurd. Es ist nichts anderes als das Aufmachen einer Alibi-Diskussion.

Wie verhält sich aber der Wille, drei Berliner Universitäten zu erhalten, mit dem jetzt verstärkten Ruf nach dem Abbau von Doppel- und auch Mehrfachangeboten? Bedeutet das nicht eine einseitige Profilierung für jede Universität?

Nein, jede der Universitäten soll sich im Hinblick auf die Existenz zweier weiterer Universitäten in Berlin profilieren.

Die Universitäten sollen auf Komplementarität angelegt werden. Und dies bedeutet, daß man endlich in den jeweils affinen Fächern die Zusammenarbeit zwischen den Universitäten suchen muß und auch suchen kann. Meine Vorstellung geht dahin, daß dort, wo Mehrfachangebote vorhanden bleiben, eine inhaltliche Profilierung erfolgt, so wie dies die Landeshochschulstrukturkommission beispielsweise für die Physik oder für die Chemie vorgeschlagen hat. Im Bereich

der Lehrerbildung würde das heißen, daß keine Universität die Lehrerbildung vollständig verliert, aber beispielsweise die TU stärker die naturwissenschaftlichen Fächer bedient, die HUB stärker die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer vorhält und an einer Universität, mein Vorschlag wäre die FU, die gesamte Palette im Bereich der Lehrer-



Prof. Dr. Manfred Erhardt wurde am 24. Januar 1991 Senator für Wissenschaft und Forschung in Berlin. Seine politische Laufbahn begann 1969 im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft und Forschung. Von 1982 - 1984 war er Geschäftsführer der CDU-Fraktion im Landtag von Baden-Württemberg.

Nach einer Legislaturperiode in Berlin gibt Erhardt auf. Neben Umweltsenator Volker Hassemer und Senatssprecher Michael Andreas Butz hat auch Manfred Erhardt die Weichen für eine neue berufliche Zukunft nach den Abgeordnetenhaus-Wahlen gestellt: Ab Februar 1996 wird Erhardt stellvertretender Generalsekretär des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft. Zum 01. Juli 1996 soll er dann die Nachfolge von Horst Niemeyer als Generalsekretär antreten.

ner Universität nach französischem Vorbild zu gründen. Was halten Sie von derartigen Vorschlägen?

Das französische Vorbild besagt genau das Gegenteil: Es gab einmal eine riesige Sorbonne, und die wurde, weil es eine anonyme Massenuniversität geworden war, in dreizehn Universitäten zergliedert. Alle unsere Erfahrungen deu-

bildung vorhanden bleibt.

Welche Studiengänge wären denn konkret von den strukturellen Einsparentscheidungen betroffen?

Wenn die Universitäten mich in die Lage bringen, daß ich Strukturentscheidungen fällen muß, dann werde ich das konkretisieren. Aber ich sehe

zunächst einmal die Universitäten in der Vorhand, solche Vorschläge zu erarbeiten. Wenn sie dies nicht tun, dürfen sie dann aber auch nicht der Politik vorwerfen, daß sie konkrete Entschei-

gen treffen muß.

Als Sie 1991 Ihr Amt in Berlin antraten, war es Ihre Aufgabe, von außen Vorschläge für eine Umstrukturierung der Berliner Wissenschafts-

landschaft zu erarbeiten und auch umzusetzen. Was ist aus diesen Vorschlägen, insbeson-

dere in Hinblick auf die Gestaltung der HUB, geworden?

Die Stellungnahmen und Empfehlungen der Landeshochschulstrukturkommission, die ja entsprechende Vor-

schläge zum Inhalt hatten, sind die Grundlage für unseren Berliner Hochschulstrukturplan von 1993.

Und obwohl die Universitäten sich bei der Aufstellung des Landeshochschulstrukturplanes mit Vehemenz gegen ihn gestellt haben, darf ich erfreut feststellen, daß er nun im Rahmen der Entwicklungsplanung für die einzelnen Universitäten umgesetzt wird. Das gilt sowohl für die quantitative Vorgabe, 15000 Studienplätze an den Universitäten im Lande Berlin abzubauen, als auch für die strukturellen Vorstellungen, die dort enthalten sind.

Ein konkretes Beispiel: Das Insti-

15.000 Studienplätze in Berlin abbauen

Strukturverwässerungen

Die Berliner Hochschullandschaft ist die vielfältigste in Deutschland. Drei Universitäten, verschiedene Hoch- und Fachhochschulen machen die Hauptstadt zu einem der attraktivsten Studienorte, da nicht nur Fächer, sondern oft auch Forschungskonzepte zur Auswahl und zum Vergleich stehen. Formal äußert sich dieser Reichtum jedoch in Doppel- und Mehrfachangeboten in vielen Fachgebieten. Um die Struktur des Universitätsstandorts Berlin nun übersichtlicher und effektiver zu gestalten, beschlossen Senat und Berliner Abgeordnetenhaus 1993 den Berliner Hochschulstrukturplan. Mit der "Neuordnung der Fächerangebote" soll ein "arbeitsteiliger Verbund zwischen den Hochschulen" geschaffen werden, der "zu einem effizienten Einsatz der knappen Ressourcen führt". Eine ordnende Maßnahme war nun das Fusionsgesetz von 1992. Danach kann man Agrarwissenschaften nunmehr an der Humboldt-Universität studieren, Lebensmitteltechnologie nur noch an der TU und die Veterinärmedizin ist an der FU zusammengeführt worden.

Im letzten Fall stellen sich allerdings schon ganz offensichtlich die ersten Fragen nach der Effektivität der Umgestaltungen. Noch 1991 bescheinigte der Berliner Wissenschaftsrat der Veterinärmedizinischen Fakultät der HUB, daß hier unter schlechteren Bedingungen gegenüber der FU die bessere Forschung betrieben würde. Der Protest an der FU war grenzenlos. Es war daraufhin wohl ein politische Entscheidung, die Tiermedizin der FU zuzusprechen, obwohl deren Standort in Döberitz 1992 noch gar nicht fertiggestellt war. Die Unsicherheit in der Entscheidung beweist auch das Hintertürchen im Fusionsgesetz: nach fünf Jahre soll erst über die endgültige Zuordnung der Veterinärmedizin entschieden werden. Welche Kosten wird wohl eine neue Entscheidung 1997 verursachen?

Ähnlich chaotisch stellt sich von außen betrachtet die Verschmelzung des Fachbereichs Sonder- und Heilpädagogik der FU mit dem Fachbereich Rehabilitationswissenschaften an die HUB dar. Seit Oktober 1994 studieren 2000 Studenten in dem kleinen Gebäude in der Albrechtstraße (UnAUF berichtete in Nr. 62). Das Mietshaus quillt über.

Bevor ein endgültiges Domizil gefunden und ausgebaut ist, müssen Provisorien finanziert werden, weil sonst der Studienbetrieb für die Reha-Studenten-Massen nicht voll gewährleistet werden kann. Folgekosten unbekannt!

Auch die Fusion der Charité mit dem Universitätsklinikum Rudolf Virchow (UKRV) brachte wenig Klarheit in die Berliner Hochschulstruktur. Das Gerücht geht um, daß niemand weiß, wie viele Überhangstellen am UKRV überhaupt besetzt sind, die vor jeder Personalentscheidung zunächst verrechnet werden müssen. Die Studierenden können kaum noch überschauen, an welcher Universität sie überhaupt studieren. Noch im Oktober 1994 wurden die Medizinstudenten der FU auf die damals noch drei Uniklinika ihrer Universität verteilt. Nach Inkrafttreten des Fusionsgesetzes gibt es bisher keine Möglichkeit mehr, den Studienort innerhalb der nunmehr zwei Berliner Klinika Benjamin Franklin (FU) und Charité/Rudolf Virchow (HUB) zu wechseln. So wird, wer am UKRV eingeschrieben ist, nach einem langen Studium an der FU ohne eigenes Zutun unter seinem Examen den Stempel der HUB haben, obwohl er diese Uni vielleicht nie betreten hat. Übersichtlichere Hochschullandschaft Berlin?

Welche Einsparungen brachten nun die Fusionen im Berliner Wissenschaftshaushalt? Auskunft der Senatsverwaltung: Keine! Die Fusionen seien Strukturmaßnahmen, der Gesetzgeber habe aber Einsparungen unmöglich gemacht, indem er jeglichen Personalabbau per Fusion verhindert hat. In den zusammengelegten Fachbereichen könne vielleicht der eine oder andere Computer eingespart werden, merkliche Haushaltsauswirkungen gäbe es aber keine, so die Pressesprecherin von Senator Erhardt. Einsparungen werden erst weitere Umstrukturierungen innerhalb der Unis und die Streichung einzelner Studiengänge bringen. Und da trifft es an der HUB vor allem Orchideenfächer wie Klassische Indologie oder Kristallographie, aber auch Fächer, die einfach kein Vorbild an etablierten Universitäten haben wie die Sozialtherapie oder die Archivwissenschaft.

tut für Philosophie der HUB hat statt der geplanten zehn Professorenstellen nur acht erhalten, von denen momentan nur fünf besetzt sind. Bei einer gegenwärtigen Studentenzahl am Institut von über 1000 Studenten führt dies zu gravierenden Problemen in der Praxis. Hier liegen Probleme: nicht alles, was möglich war, wurde auch durchgesetzt.

Keine andere Universität in den neuen Bundesländern

hat eine solch großzügige Stellenausstattung in den Fachbereichen wie die Humboldt-Universität. Auch im Wissenschaftsrat ist dies mit Sorgenfalten diskutiert worden, weil eine zu große Universität entstehen könnte.

Wenn Sie die Studienanfängerzahlen vergleichen, so sind diese im Wintersemester 1994/95 an der HUB größer als an der FU und als an der TU. Das heißt, es besteht die Gefahr, daß - infolge der großzügigen Stellenausstattung - die Humboldt-Universität eine Massenuniversität werden könnte. Dies müßte nach den bitteren Erfahrungen eigentlich verhindert werden.

Beim konkreten Beispiel Philosophie ist es richtig, daß die ursprüngliche Stellenzahl bei den Professoren zurückgeführt wurde bzw. zurückgeführt werden konnte auf das jetzt vertretbare Maß. Hinzu kam freilich auch, daß wir uns mit manchen Berufungen etwas schwer getan haben, nicht alle Rufe, die wir erteilt haben, wurden angenommen. In dieser Situation haben wir uns dazu entschlossen, einen etwas behutsameren Aufbau zu wählen: lieber die Berufungen etwas strecken, als alle auf einen Schlag berufen und dann vielleicht nicht die hohe Qualität an Berufungen zu erzielen, die wir uns vorstellen.

Eine zweite Frage, die Ihre Amtszeit in Berlin berührt: Ihre Aufgabe war es auch, dem politischen Klima der Stadt, welches sehr stark von den Westberliner Erfahrungen geprägt ist, zu widerstehen. Ist Ihnen das gelungen?

Meine Unabhängigkeit habe ich mir sicher bewahren können, und auch den klaren Blick darauf, daß die Verhältnis-

se in Berlin ungleich schwieriger sind als andernorts. Aber in einer großen Koalition können Sie nicht alles durchsetzen, was Sie für notwendig halten. Ich würde gern das Gremienunwesen zurückschneiden, das die Berliner Hochschulen in langatmige Diskussionsrunden versetzt. Was ich ganz besonders bedaure ist die Tatsache, daß in keinem Kuratorium und ganz selten in den Akademischen Senaten unserer kuratorialen

Hochschulen der Streit um die wissenschaftliche Exzellenz geführt wird.

Dort geht der Streit um Besitzstände, Status-quo-Diskussionen, gewerkschaftliche Positionen und Besitzstände der einzelnen Statusgruppen. Das ist außerordentlich bedauerlich.

Bedauerlich ist ebenfalls, daß das Parlament in viel zu starkem Maße Exekutivaufgaben übernimmt, das heißt, sich nicht auf seine Kontrollfunktion zurückzieht, sondern viel zu viele Belange der Hochschulen selbst zu steuern versucht. Es fehlt zudem nirgendwo so stark wie in Berlin dem Senat und dem zuständigen Senator an Steuerungsmöglichkeiten. Anreize sind nach

darauf hingewiesen, daß es wünschenswert wäre, wenn endlich einmal Maßstäbe gesetzt werden könnten, wohin Wissenschaft in Berlin gehen soll. Was wären diese Maßstäbe, wenn Berlin in diesem Punkt europäischen Standards entsprechen soll?

Kein anderes Bundesland hat, bezogen auf den Bevölkerungsanteil, höhere Wissenschaftsausgaben als Berlin. Wir haben weit mehr Studierende und Studienplätze, als unserem Bevölkerungsanteil entspricht, das wollen wir auch beibehalten. Der Haushalt für Wissenschaft und Forschung war noch nie so hoch wie in diesem Jahr. Mit 3,962 Milliarden D-Mark hat mein Haus das höchste Budget seit den letzten vier Jahren.

Das heißt, die Schwierigkeit besteht ganz offensichtlich darin, daß die autonomen Universitäten nicht in der Lage sind, Sparzwänge, die sich aus übergeordneter Sicht ergeben, so zu realisieren, daß man daraus vernünftige Strukturentscheidungen macht. Alle Hochschulen sind offenbar nur in der Lage, die Finanznöte zu beklagen. Wenn man bedenkt, daß die Universitäten ja die Ausbildungsstätten der Führungskräfte für Staat, Wirtschaft und Gesellschaft sind und stets reklamieren, wel-

Studienanfängerzahlen an HUB höher als an FU und TU



Lehrerstudenten protestieren gegen Abwicklung Juni 1993

dem System, das sich in Berlin etabliert hat, kaum möglich.

Sie haben in letzter Zeit mehrfach

che Schlüsselqualifikationen vermittelt werden, ist dies außerordentlich widersprüchlich. Hier müssen Maßstäbe in

eine andere Richtung gesetzt werden, die der Verantwortung der Universitäten gerecht werden.

Welchen Stellenwert hat Wissenschaft in der Berliner Politik?

Der Stellenwert von Wissenschaft und Forschung in der Gesellschaft ist, Meinungsumfragen zufolge, geringer als der Stellenwert der Arbeitsmarktpolitik, der Wohnpolitik, der Inneren Sicherheit, des Umweltschutzes - ich glaube, die Gesellschaft selber gibt der dem Bereich Wissenschaft und Forschung nicht die notwendige Bedeutung. Das schlägt sich natürlich auch in der Politik nieder.

Politik ist immer auch Abbild von gesellschaftlichen Wertschätzungen und Einschätzungen, aber letztlich ist sozusagen die Probe aufs Exempel zu machen anhand der Frage: welchen Stellenwert hat eigentlich Wissenschaft und Forschung im Rahmen des Gesamthaushalts? Da sind wir in Berlin in einer sehr guten Situation. Der Anteil des Einzelplans Wissenschaft und Forschung am Gesamthaushalt betrug 1992 8,7 %, heute beträgt er 9,2 %. Das heißt, er ist trotz der Sparmaßnahmen, die notwendig wurden, gestiegen. Von 1994 bis 1995 gibt es einen Rückgang der Zuschußhöhe nur an der FU feststellbar und an der HdK. Die TU hat 8,6 Millionen mehr, die Humboldt-Universität hat 45 Millionen mehr, die Kunsthochschule Berlin 6, 5 Millionen, die Technische Fachhochschule fünf Millionen - ich könnte diese Liste fortsetzen. Trotz all der Schwierigkeiten, in denen wir uns befinden, ist es nicht so, daß wir jetzt die Wissenschaft und die Forschung strangulieren würden. Wenn Sie die mittelfristige Finanzplanung für Berlin analysieren, dann stellen Sie fest, daß ab 1997 allein für Zinsen, nicht für Tilgung, 3,8 Milliarden erforderlich sind im Jahr - ein Betrag, der so groß ist wie der Gesamtetat Wissenschaft und Forschung. Und geht es in der Hochschulpolitik zwar auch um Geld, aber

Es geht um eine vorzügliche Ausbildung

nicht in erster Linie. Es geht um Inhalte, es geht um Strukturen, und es geht um eine vorzügliche Ausbildung. Da hat Berlin noch einiges nachzuholen. Wenn Sie bedenken, daß wir die längsten Studienzeiten und die höchsten Abbrecherquoten haben, dann bedeutet dies, daß sehr viel mehr getan werden muß für die Studenten. Daß Studienpläne kom-

mentiert und strukturiert aufgestellt werden, daß die Lehre evaluiert wird, daß Studium in der Regelstudienzeit studierbar gemacht wird und daß die persönliche Zuwendung der Professoren ihren Studenten gegenüber besser wird. Und, daß die Professoren sich, bitte schön, auch dafür verantwortlich fühlen, wie viele das Examen machen.

Nur etwa 50% der Studienanfänger machen am Schluß auch ein Examen. Dazu gehört auch, daß sich Professoren und Fachbereiche darum kümmern, was aus den Absolventen beim beruflichen Einstieg wird. Es geht nicht nur um eine gute, betreuungsintensive Ausbildung, sondern auch um die Sorge dafür, welche beruflichen Chancen die Absolventen später haben.

In Ihren Entscheidungen sind Sie oft abhängig von den Senatsverwaltungen für Inneres und Finanzen. Würde Ihnen hier eine größere Unabhängigkeit helfen?

Dieser Zustand hängt mit der von den Universitäten so hoch geschätzten Kuratorialverfassung zusammen. Ich halte die Kuratorialverfassung für eine Einschränkung der Autonomie der Universitäten. Aber ich glaube, die Universitäten setzen sich deshalb so für den Erhalt der Kuratorialverfassung ein, weil sie sonst Verantwortung in viel stärkerem Maße selbst wahrnehmen müßten. So können Sie dies in ein Gremium abschieben, das mit gesellschaftlichen Kräften zusammengesetzt ist, und in dem in der Tat über die Personalkommission und über die Hauptkommissionen die Verwaltungen für Inneres und Finanzen eine außerordentlich starke Stellung haben, eine Stellung, wie sie sie in keinem anderen Bundes-

Keine dienstleistungsorientierte Verwaltung an HUB

land haben. Das führt in der Tat dazu, daß die Verantwortlichkeiten vermischt und dadurch

auch verwischt werden.

Aus der Verwaltung der HUB sind immer wieder Klagen über eine übermäßige Bürokratie in der Senatsverwaltung zu hören. Sind Ihnen hier Probleme bewußt in Ihrer eigenen Verwaltung bewußt?

Verwaltung ist um so besser, je weniger man von ihr merkt. Von beiden Ver-

waltungen, von der Humboldt-Verwaltung und von der Senatsverwaltung Wissenschaft und Forschung, merkt man zu viel. Ich sage es mal holzschnittartig: Das hängt damit zusammen, daß die Verwaltung der Humboldt-Univer-

sität noch immer nicht professionell genug ist. Und das wiederum hängt damit zusammen, daß wir zwar im Bereich der Hoch-

schullehrer und des wissenschaftlichen Mittelbaus personell und strukturell erneuert haben, nicht aber im Bereich der Humboldt-Verwaltung. Und dies muß ich auch der Leitung der Humboldt-Universität zum Vorwurf machen, daß man nicht für eine Verwaltung gesorgt hat, die dienstleistungsorientiert in der Lage ist, so zu arbeiten, daß man möglichst wenig davon merkt. Die Wissenschaftler beklagen sich darüber, daß die Verwaltung oft nicht hilft, sondern im Gegenteil Dinge erschwert, Probleme aufmacht, Entscheidungen verzögert. Und es wird eine ganz große Aufgabe der Leitung der Humboldt-Universität sein, in möglichst kurzer Frist für mehr Professionalität in der eigenen Verwaltung zu sorgen.

Welche Konsequenzen drohen sich sonst an?

Die Konsequenz, daß die Humboldt-Universität im Bereich der Verwaltung so defizient bleibt, wie sie jetzt ist. Deshalb hoffe ich, daß es gelingt, daß die Leitung der Humboldt-Universität sich der Reorganisation der Verwaltung annimmt um damit auch die Einmischung der Senatsverwaltung Wissenschaft und Forschung überflüssig zu machen. Das heißt aber auch, daß die Universität um gute Professoren, um gute Studenten werben muß und zeigen, daß sie in der Lage ist, sich der Probleme anzunehmen, die Studierende und Hochschullehrer, die neu an die Humboldt-Universität kommen, haben.

Seit letztem September lassen sich verschiedene Berliner Verwaltungen durch Unternehmensberater überprüfen, wie effektiv sie sind, und wo man reformieren könnte. Trifft ein solches Reformpotential auch auf die Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung zu?

Ich habe bisher dem Abgeordnetenhaus nicht vorgeschlagen, die drei großen Universitäten in Berlin durch eine solche Wirtschaftsprüfungs- und Bera-

tungsgesellschaft überprüfen zu lassen, weil ich davon überzeugt bin, daß beträchtliche Sparpotentiale zutage gefördert werden könnten und dies zu weiteren Zuschußrückführungen führen würde. Und man kann sicher sein, daß auch die Verfahrensabläufe an der Humboldt-Universität, wenn sie einmal im Sinne einer vernünftigen Aufbau- und Ablauforganisation strukturiert würden, zu erheblichen Einsparpotentialen führen würden.

Finden solche Überlegungen auch in Ihrer Verwaltung statt?

Wir haben seit 1991 40 Stellen abgebaut, haben jetzt noch 220 Personen. Einsparpotentiale gibt es selbstverständlich immer noch, aber es muß beachtet werden, daß wir Einsparungen nur strukturiert, und bei Verlagerung von Aufgaben und im Hinblick auf den Altersaufbau einer Verwaltung realisiert

werden können.

Im Oktober finden in Berlin Wahlen statt. Stehen Sie für die nächste Legislaturperiode für das Amt weiterhin zur Verfügung?

Nach derzeitiger Einschätzung eher Nein.

Herr Erhardt, wir danken für dieses Gespräch.

Das Interview führten
jot, -k- und Ulli

Hurra, wir dürfen sparen!

Ein Kommentar

Berlin trägt schwer an sich selbst. Fremde helfende Hände, von denen man sich die Bewältigung der eigenen Probleme in der Vergangenheit versprechen konnte, sind immer seltener geworden: Im Westteil der Stadt vermißt man die Milliarden der fast selbstverständlichen Berlin-Hilfe, dem Ostteil scheint der alles rechtfertigende Hauptstadt-Bonus schmerzlich verlorengegangen zu sein. Es kann nun nicht mehr heißen: Millionen seid verschlungen! Die Republik (was die DDR meinte) blutet für das Zentrum, weil nur hier alles besser werden muß!

Der Versuch der vorallem aus dem Westen Berlins dirigierten Politik der Stadt, dieses Loch der Hilfsbereitschaft anderer durch die Hauptstadtperspektive wieder auszufüllen, darf als gescheitert angesehen werden: eine eigene Entwicklungsperspektive für die Stadt zu entwickeln wurde versäumt. Der völlig fixierte und erstarrte Blick auf die "Schlange" Bonn oder Regierung hat den Denkraum Berliner Politik aufs äußerste eingeschränkt. Die Finanzmisere, durch den forcierten Abbau der Berlinhilfe beschleunigt, läßt nur noch einen Ausweg zu: ein schneller Vollzug der für die Stadt höchst bedenklichen Einschnitte. Da jedoch wenig bis gar nicht über die eigenen Fundamente auch in finanzpolitischer Hinsicht nachgedacht wurde und nur mit dem Fundament anderer jongliert wurde, obsiegt wohl die Rasenmähermethode. Zufällig vielleicht bleibt dies oder jenes Sinnvolle in dieser Stadt erhalten. Eine Sicherheit aus vernünftiger Perspektive besteht dafür nicht! Der Wissenschaftsstandort Berlin leidet mit.

Der Senator für Wissenschaft und Forschung hat in der gegenwärtigen Situation nur wenig Handlungsspielraum. Daß er jedoch überhaupt mit eigenen Vorschlägen aufzuwarten weiß, die wenigstens eine strukturelle Entscheidung für die Universitäten ermöglichen könnte, weiß ihn als jemanden aus, der die Problemlage in seinem Ressort schon seit längerem kennt, ändern kann er jedoch auch hier nicht viel. Seiner Einschätzung nach ist es nicht zuletzt die Kuratorialverfassung der Universitäten, die Entscheidungen für wissenschaftliche Prozesse verhindert bzw. in die falschen Hände legt, nämlich in die Hände verschiedener gesellschaftlicher Interessengruppen, die Besitzstände wahren wollen, aber Veränderungen im Interesse der Wissenschaft gar nicht begreifen können. Dies grenzt auch den Senator

ein, der immer auf Gruppeninteressen auch innerhalb der Parteien achten muß, ohne daß da der Wissenschaft eine hervorragende Rolle zukäme.

Auch Erhardts Verweis auf den hanebüchenen Zustand der Verwaltung der Humboldt-Universität, die nicht das Bild einer der Wissenschaft dienenden Institution vermittelt, sondern eher das einer die Wissenschaft verhöhrenden, entbehrt nicht einer vielfach erlittenen Grundlage. Doch auch hier bleibt für den Senator nur die Möglichkeit zu appellieren.

Seine Erkenntnis, daß er nur sehr begrenzte Einflußmöglichkeiten hat, wird ihn denn auch dazu bewogen haben, sich nicht mit aller Gewalt an seine bisherige politische Tätigkeit zu klammern.

Trotz allem Verständnis für die Situation und das Eintreten Erhardts für eine qualitativ hochwertige Wissenschaftslandschaft: Die Katastrophe der Sparbeschlüsse ist eine Katastrophe, die auch so heißt. Nicht zuletzt die Humboldt-Universität wird in ihrem Aufbauprozeß aufs empfindlichste gestört, zum Abwarten schier gezwungen und im Prozeß der inneren Verständigung arg zurückgeworfen. Vielleicht wirkt auch hier der Hang der Politik, die Probleme schön zu reden, wirklichkeitsverstellend, wie wir es in unserem Gespräch mit dem Senator an zwei weiteren Stellen bemerken konnten.

Das Problem für die Verwaltung der Humboldt-Universität, freie Stellen mit fähigen Leuten besetzen zu können, scheitert eben auch an dem kargen Lohn, den man bereit ist zu zahlen. Im Vergleich mit Brandenburg zieht der Osten Berlins so immer den kürzeren. Gute Verwaltungsfachleute verschwinden dann eben in der Mark. Ein weiteres Moment unserer Fragen war der Perspektive gewidmet, in der Wissenschaftspolitik in Berlin stattfinden müßte, nämlich die einer europäischen Hauptstadt, die Wissenschaft in ihrem Zentrum zuläßt und entwickelt, sodaß sie auch inhaltlich dem internationalen Vergleich standhalten könnte. Was ja auch seinen Sinn machen würde, wo doch gerade die deutsche Volkswirtschaft so exportabhängig ist, daß man auch in der Wissenschaft den internationalen Vergleich wagen müßte...

Auf all dies bekamen wir keine Antworten.

Ulli

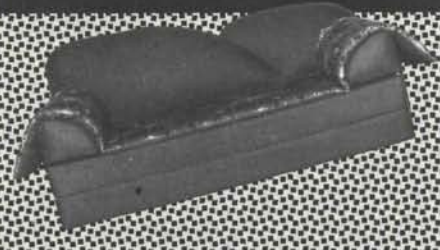
wohnowitz

wohnsinnige wohnowitzsofas
zum wohnfühlen



klappsofa 195 x 75
liegefläche 195 x 150 x 16
sitzhöhe 32 cm

«lönö» ab 855,-



klappsofa 200 x 85
sitzhöhe 36
liegefläche 200 x 170 x 168 cm

«vinda» ab 1.240,-



klappsofa 120 x 65
liegefläche 195 x 120 x 12
sitzhöhe 36 cm

«tre» ab 672,-

auf zwei etagen: wohnsinnige sofas +
sitzelemente + sitzgruppen + liegen +
schlaf- & blocksofas + in jedem maß
über 5000 stoffe, auch vom meter +
bettwäsche + handtücher

wohnowitzselbstverständliches:
lieferung berlin und umland ca. 10 tage + 2 jahre
garantie + alle bezüge abnehmbar + jedes sofa in
jedem maß und jedem stoff + keine ungünstigen
stoff-gruppen-preise

wohnowitz

jeden donnerstag bis 20.30 geöffnet
(oktober - märz) 10623 berlin +
mommensenstraße 32 + nähe wilmers-
dorfer + tel. 030-324 20 63

Studieren

amnesty international

Eine weltweite Bewegung für die Menschenrechte

„Da war so'n Zettel. Nuja, da bin ich mal hingegangen und dann
nochmal und dann war nichts mehr.“ Unverbindlich verbindlicher
Aktionismus an der HUB, ein Einzelfall ?!

Es hat an der HUB den Versuch gegeben, eine ai-Hochschulgruppe zu gründen. Der Versuch ist gescheitert. Die Einhaltung der Menschenrechte steht bei allen Regierungen ganz oben an. Werden sie deshalb zuerst verletzt? Fest steht, Menschenrechtsverletzungen gibt es in allen Ländern, abgesehen von Vanuatu, aber auch das ist nicht sicher. Da sind Leben zu retten, für ein Ende der Folterung von Menschen einzutreten. Es gibt viel zu tun. In dieser Hinsicht aktiv zu werden, ob durch bescheidene oder spektakuläre Kampagnen, diesen Raum bietet u.a. *amnesty international*. Gegründet wurde diese Organisation 1961 mit der erklärten Absicht, weltweit die Freilassung von gewaltlosen politischen Gefangenen einzufordern. 1994 unterstützen mehr als eine Million Mitglieder, Spender und Förderer die Arbeit von *amnesty international* in über 150 Staaten. In 94 Ländern arbeiten örtliche Gruppen. Es gibt Berufs- und Zielgruppen-Netzwerke, z.B. von Juristen, Mediziner, Studenten und Gewerkschaftern, die auf diese Art und Weise ihre Verbindungen und ihren Einfluß zugunsten der Menschenrechte nutzen. Die Notwendigkeit dieser Organisation ist offensichtlich, aktive Mitstreiter sind jederzeit willkommen.

Im Januar 1994 fanden an der HUB drei Veranstaltungen statt, die Interessierten die Arbeit von ai vorstellten. Beim ersten Treffen waren ca. 20, beim zweiten etwa zwölf Studierende, davon die Hälfte zum ersten Mal gekommen und beim dritten Mal waren die Organisatoren unter sich. Natürlich war'n die sauer, keine Frage. Über eine allgemeine Selbstdarstellung von ai war man nach wiederholtem Anlauf nicht hinausgekommen, Ämter waren dennoch verteilt worden und schließlich verlief sich der Prozeß der Selbstverständigung darüber, wer der seifenblasenartig Interessierten im Rahmen von ai an der HUB tätig werden möchte, im Nirvana. Keiner der hoffnungsvoll Angeschriebenen meldete sich je wieder. Diese Episode ist einigen Augenzeugen von damals in leid-

licher Erinnerung geblieben, im Rechenschaftsbericht '94 des Referats des Inneren des ai-Bezirks Berlin-Brandenburg mit: „Versuch eines Aufbaus eines Arbeitskreises an der HUB (leider vorerst gescheitert)“ vermerkt und das war's. Das war's?

Die Gründung von ai-Hochschulgruppen wird vom ai-Bezirksvorstand Berlin-Brandenburg, der Neugründungen betreut und unterstützt; „nicht forciert“, so der damalige Sprecher Peter Langer. Da sei man skeptisch, da sich das Volk der Studierenden in dieser Hinsicht, der hohen Mobilität wegen nicht eigne. Seitens der HU und der FU war man aber an den Bezirksvorstand herantreten. Das müssen hoffnungsvoll hoffnungslose Idealisten gewesen sein. Keinesfalls. An der HU ist ihr Engagement verhallt. Die ai-Gruppe an der FU aber besteht und ist aktiv. Woran liegt's? Die Interessenten von damals kamen aus unterschiedlichen Studienrichtungen. Die Gruppe an der FU ist insofern realtiv beständig, da sie sich aus Studierenden des Otto-Suhr-Instituts zusammensetzt. Unübersehbar ist ihr Schwarzes Brett im Treppenhaus angebracht, parallel zu ihrem Gründungsprozeß veranstalteten sie eine Ringvorlesung zum Thema Menschenrechte.

Ein Jahr danach, zufällig oder nicht, taucht im Hauptgebäude der HUB ein Zettel auf, der an die verstreuten Aktionisten von damals appelliert, sich doch wenigstens zur „Jubiläumsfeier ein Jahr nach dem nichts“ (Erfindung des Red.) aufzuraffen. Mit Beginn des Sommersemesters soll der zweite Versuch gestartet werden.

Interessenten melden sich bei:

Mellanie Sittgen 776 22 21,
der ai-Bezirkssprecherin Christina
Hasseltmann: 831 10 46, FAX 831 61 53
oder nehmen ai-Infoabende wahr:
10. 2./ 28. 2./ 10. 3./ 28. 3./ 25. 4./ 12. 5./
30. 5. '95 jeweils 20 Uhr im Kirchencafé,
Zugang durch den Seiteneingang der
Gethsemanekirche Pacelliallee (U-
Bahn-Linie 2 nahe Schönhauser Allee).

soest



Dein Schicksal steht auf der Stirn des Professors

„Anregungen“ zu einem neuen, sehr alten Studiensystem oder Studieren in Oxford, Teil 2

Der Oxfordstudent führt ein Doppelleben: eine Existenz für den Professor und eine für *social activities*. Wo er selbst bleibt, ist ungewiß. Eine gewisse Schizophrenie ist wohl allen Besuchern sogenannter Elitebildungsstätten wie Harvard, Yale oder sogar Cambridge, eigen. Darum soll der Oxfordian als ein Studienfall eher pathologisch denn als ein Vorbild stehen. Der Homo Oxfordiensis steht früh auf, viel früher als andere, weil es um Neun Uhr morgens die besten Plätze gibt in der Bibliothek. (Das hat weniger mit Idealismus zu tun, als mit der Art der Heizung. In den alten Gemäuern sind solche rar und zugedichte Sitze sehr begehrt.) Hier mauert er sich ein mit einer schützenden Wand Folianten, deren Schutz er nur verläßt, um notwendigen sozialen Kontakten nachzukommen, im wesentlichen denen zu seinem Professor. Bei Bibliotheksschluß zur sagenhaften Zeit von 12 bzw. 1 Uhr nachts schleppt er sich in sein Bett, knapp neun Stunden später sind sie wieder da. Der Oxfordstudent kann nichts dafür, daß er so ist; er muß jede freie Minute kultivieren, um das wöchentliche Pensum zu schaffen, das wie z. B. bei den Geisteswissenschaften schon mal 20 Bücher umfassen kann. Was sich wie eine Kurzgeschichte aus Schilda liest, wird hier als Tutorielsystem seit einem Jahrtausend praktiziert. Es scheint die effektivste Methode zu sein, eine Menge Lehrstoff in eine Menge Studenten ungefragt hineinzubekommen.

Funktionieren kann das alles nur auf der Ebene persönlicher Verantwortung. Neben Vorlesung und Seminaren ist jeder Student noch seinem „eigenen“ Dozenten gegenüber verpflichtet, der über Leistung wie Benehmen zu wachen hat. Einmal in der Woche trifft man sich zur Besprechung neuer Aufgaben und zum Rapport. Üblich ist dabei ein Zahlenspiel folgender Art: „Auf der Grundlage der folgenden 15 Werke er-

klären Sie bitte den Ausbruch der französischen Revolution in einem Essay von sechs Seiten - bis übermorgen!“ Dabei mag nicht einmal die Fragestellung das Schwierige sein, sondern das ungute Gefühl, einige Tage später einem Spezialisten gegenüber zu sitzen und bohrenden Blicken auszuweichen. Im günstigeren Fall gibt es Sherry und ein gutes Gespräch. Wenn es nicht so gut läuft, oder der Tutor ungnädig ist, kann es hinauslaufen auf ein „Das Ganze nochmal oder wechseln Sie zur Forstwirtschaft!“. *Essay-crisis* ist die weitverbreitetste Krankheit in Oxford.

Wer sein Leben der Wissenschaft weihen will, findet hier paradiesische Zustände eines Elfenbeinturmes der glänzendsten Bauart. Freidenker jedoch werden in Oxford kaum gezüchtet. Der Zeitdruck und die persönliche Autorität der Professoren machen das selbständige Denken kaputt, die Versuchung ist groß, Lehrmeinungen undiskutiert zu schlucken und wiederzugeben.

Der elitäre Anspruch bringt es mit sich, daß nicht jeder auf dem Trimm-Dich-Pfad der Höheren Bildung rennen darf. Zwar sind die Dozenten verpflichtet, mindestens 10 Stunden pro Woche ihren Tutoranden zu widmen, doch für mehr ist dann auch kein Platz mehr. Das ganze System ist teuer und nur denkbar, wenn Auslese stattfindet. Nach dem ersten Abschluß („BA“) verlassen zwei Drittel die Universität, allerdings wie in allen angelsächsischen Ländern, nicht ohne einen guten Job in Aussicht zu haben. Man hat eben „studiert“.

Der dabei bleibende Rest widmet sich

restlos der Forschung. Keine Bürokratie steht einem im Wege, keine Notwendigkeit zur Selbstorganisation im eigenen Haushalt. Alle unangenehmen haushaltstechnischen Hürden des Forschungsdranges lassen sich leicht mit Hilfe der Putzfrau überspringen. Alle notwendigen Formulare legt sie auf dem Tisch bereit. Hinzu kommt, daß hier alle (inländischen) Studenten von Stipendien leben, was eine ausgelassene, dem BAFöG-Geschädigten und Berlin-Gewöhnten eher unwirklich erscheinende Atmosphäre erzeugt. Wer hier von Arbeit redet, meint niemals die, mit der man Geld verdient; und wenn hier einer schwitzt, dann nach dem Joggen oder vor der Prüfung.

Das „System“ scheint ebenso effizient wie subjektiv zu sein. Auch mit mehr abstrusen Einfällen denn mit Wissen kann einer, so er den richtigen Tutor hat, nach oben kommen. Schon beim Einstellungsgespräch sollte man sich darauf gefaßt machen, daß neben der Eignung viele andere Dinge eine Rolle spielen können. Durchgefallen? - Deine Nase hat vielleicht nicht gefallen! Oder oft stehen die Prüfer so weit über

Wider Erwarten bestehen für Studenten aus EG-Staaten gute Chancen, hier in Oxford einen Platz zu bekommen, wenn man keinen Abschluß machen möchte. Sogenannten „visiting students“ stehen alle Bibliothekstüren, und auch die eines Tutors, offen. Wie immer ist es sehr nützlich, wenn eine Stiftung bei der Organisation hilft. Der ultimative Trick ist aber, sich eine Oxforder Koryphäe seines Faches zu suchen und ihm ein Forschungsvorhaben zu schicken. Auch für einen Besuch in der Welt der schwarzen Talare gilt: einfach mal anklopfen; Briten sind viel zu höflich, nicht zu öffnen.

den Dingen, daß sie Neubewerber gar nicht wahrzunehmen scheinen, gelangweilt warten und nur nach einem Paukenschlag ihre Aufmerksamkeit verschenken. So wird von einem Bewerber berichtet, der eine ganz eigene Art hatte, diese Aufmerksamkeit zu erringen. Vor dem Prüfer hintretend, sah er nur die Zeitung in den Händen, in denen sein Schicksal lag. Hinter der „Times“ kam dem Bewerber nur ein „Surprise me!“ - „Überraschen Sie mich!“ entgegen. So verprellt, zog der Arme sein Feuertezeug und entzündete die Zeitung. Der Professor schrak auf - und der Bewerber hatte bestanden.

lotte

Examensnöte aus anderer Sicht

Ein kleineres Raumproblem beim juristischen Staatsexamen

Am Ende eines Studiums soll ein Examen stehen. Bei Juristen wird dies vor dem staatlichen Justizprüfungsamt abgelegt. Mehr als 860 „Kandidaten“ sind es dieses Frühjahr, dem ersten von zwei Terminen im Jahr. Dem Amt ist es nicht möglich, einen Ort bereitzustellen, an dem die Kandidaten insgesamt neunmal zusammenkommen können, um ihre Klausuren zu schreiben. Ein Skandal! - Ein Skandal?

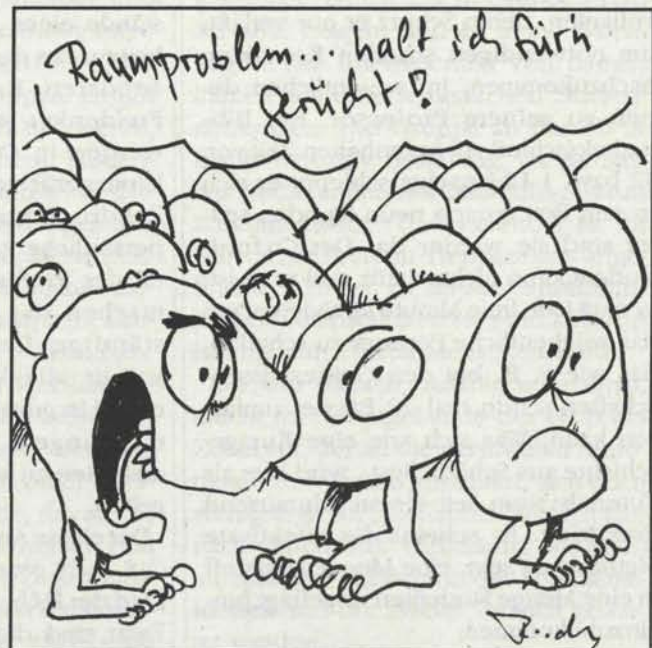
UnAUF wollte es genauer wissen - und nahm Teil an der Leidensgeschichte des Justizprüfungsbeamten Hermann Laß: Es begann vor ungefähr zwanzig Jahre, daß ihm (unter anderem) die Aufgabe zuteil wurde, für einen geeigneten Ort zu sorgen, an dem sich gestreifte Letztsemester gewissermaßen in Klausur begeben können. Den heimeligen Kreis von zwanzig Kandidaten betreute er dabei ebenso, wie die vierhundert, die sich im ganzen Jahr 1991 zum Examen meldeten; der Rekord lag bislang bei 420 für einen Termin. Aber achthundertsechzig? Das war noch nie da. Auch langjährige Erfahrung brachte Herrn Laß zunächst nicht davon ab, sein Glück bei der für Schulen zuständigen Senatsverwaltung zu versuchen. Auch die Bezirksschulämter boten später nur vereinzelt Hilfe an: in Hellersdorf und Marzahn. Das JPA liegt in Schöneberg, und auch für die, die versorgt werden sollten, sind dies Gegenden, die etwas ab vom Schuß liegen. Genauso, wie übrigens das Innovationszentrum Wuhlheide - mit genau einer Buslinie an den öffentlichen Personennahverkehr angeschlossen. Überdies hatte er bei den ehemaligen Oberstufenzentren gerade das im Blick, was man an Universitäten Mensa nennt. Diese produziert Gerüche, die ihr noch lange nach Außerdienststellung anhaften. Und wenn sie denn außer Dienst gestellt sind, wird es sich wohl um einen Altbau handeln, mit undichtem Dach, fehlender Heizung, zugig und ungastlich. Aber ernsthaft: Das Wohlergehen der zu Prüfenden lag dem Beamten von Be-

rufs wegen sehr am Herzen. So ist es bei früheren Gelegenheiten schon vorgekommen, daß mit Bauleuchten die Decke eines arg dunklen Kämmerleins angestrahlt wurden, damit die, die unten schwitzten, sich nicht auch noch die Augen verrenken mußten. Eine aufwendige Methode. Aber da, wo Licht, Luft und Sonne nicht fehlten, mußte für ein Minimum an Hygienischer Infrastruktur gesorgt sein - eine einzelne Toilette für hundert Leute reicht da nicht aus, schon gar nicht, wenn sie über lange, dunkle oder helle Gänge erreichbar ist, wo auf dem Weg vielleicht kenntnisreichere Juristen anzutreffen wären. So erwünscht die Kommunikation über Recht auch sein mag - bei Klausuren ist sie es gerade nicht. Es fand sich auch bei glaubhaft versichertem größtem Aufwand in ganz Berlin jedenfalls keine Schule, die einen Raum der gesuchten Art anzubieten gehabt hätte. Jedenfalls keinen, in dem in den anstehenden Schulferien keine Renovierungsarbeiten angelegen hätten. Und allzu viele Räume durften es auch nicht sein, sonst hätte der Vorhandene Mangel an Kontrollpersonal womöglich die erwähnte Kommunikation provoziert. Eine schöne Idee blieb es daher wohl auch, einen der schönsten Säle in der Humboldt-Uni zu nutzen. Er befindet sich im Seitenflügel des Berliner Doms und hat holzgetäfelte Wände...

Aber es gibt nicht nur Schulen in Berlin: Das Bundesvermögensamt bot großzügig Hilfe in Form leerstehender Dahlemer Kasernen an. Tische und Stühle indes fanden sich dort nicht, sie zu mieten, kostet pro Einheit vier Mark. Multipliziert mit 860 (Teilnehmer) und 9 (Termine) ergibt das vielleicht einen

Mengenrabatt, aber immer noch zu viel. (ohne daß sich dann auch nur ein einziger Tisch und ein einziger Stuhl von der Stelle bewegt hätte...) Von Geld soll hier ohnehin nicht die Rede sein. Das Berliner Congress-Zentrum an der Jannowitzbrücke hätte 36000 DM pro Klausur gekostet, doch selbst die schlappen 12000 Mark für ein Tagungszentrum in Siemensstadt waren dem JPA schon zu teuer. Ein Jurist an sich mag ja einiges Wert sein - aber das bemißt sich erst später an der Finanzkraft seines Mandanten.

Man glaubt es Herrn Laß, wenn er seine Odyssee durch die Berliner Säle in verzweiferten Worten beschreibt. Das Ende der Reise ist seit zwei Wochen durch Aushang bekannt ge-



ben: Es werden eben zwei mal neun Termine veranstaltet und die Gruppe geteilt. Geschrieben wird an altbewährten Orten, wenngleich - die FH für Wirtschaft in Schöneberg, die zunächst ins Auge gefaßt war, gab bekannt, daß bei ihnen zu der fraglichen Zeit eigentlich Kabelkanäle verlegt werden sollen...

Über das Verschwinden des Löwens an der Staatsbibliothek

Eine wahre Geschichte

Der Zustand einer Bibliothek verrät viel über den Zustand der Gesellschaft, in der diese Bibliothek steht. Bücher, Bücher, Bücher - ihre Aktualität, ihr Zustand, die Zugriffsmöglichkeiten auf sie - Lebendigkeit im Umgang mit ihnen oder ermüdende Lethargie: All dies ist ein Zeichen für die geistige Wachheit einer Gesellschaft, für ihre Reflexionsfreudigkeit, für ihre Befähigung zur Selbstbefragung, die sie sich leistet. Und damit wohl auch für ihre Entwicklungsfähigkeit...

Gleich neben der Universität ragt die Staatsbibliothek auf, nach neuer Benennung ihr Haus EINS. Betritt man den Innenhof von den Linden her, so fühlt man sich in ein kleines Idyll versetzt. Sträucher, Grün allüberall, der rankende Wein, die angeschwärtzten Mauern verzierend, der plätschernde Springbrunnen. Von den Bombenschäden der Luftangriffe auf des Reiches Hauptstadt die sich nun in Baugruben, betonene Bauskelette oder schon glitzernde Glasfassaden verwandelt finden, verspürt man hier nichts, wo der Straßen- und Baulärm verstummt. Und doch ward auch dieses Haus Opfer des Bombenfraßes. Der repräsentative Lesesaal mit der Glaskuppel für das Tageslicht zerstört, viele Bücher verbrannt. Ein Jammertal das nur Provisorien zuließ nach fünfundvierzig. Doch die Provisorien halten an bis in unsere Tage...

Eine Behelfsinstandsetzung sicherte den noch vorhandenen Bestand. Ein Zugang zu den Büchern wurde wieder

ermöglicht. Jedoch gab es wenig Anstrengungen das Verlorengegangene zu ersetzen noch Neues in breitem Umfang zu beschaffen. Sicher war das auch den finanziellen Kärghlichkeiten in der DDR geschuldet. Aber eines war überdeutlich: Auch hier regierte der Giftschrankschlüssel. Das Sortiment für die Öffentlichkeit war gelichtet um die problematischen Autoren und Themen. Zugriff verdiente man sich auf das wenig vorhandene nur mit dem Unerlässlichkeitsverweis für die wissenschaftliche Arbeit - alles in engen Grenzen! Noch heute mag man manchmal zurückerinnert werden, an ein Klima der Kontrolle, das weiter ging, als nur die Sicherung des Bestandes zu gewährleisten.

Doch gab es immer diesen Lichtblick des Innenhofes, der Unversehrtheit ausstrahlte, denn außer dem Grün, dem plätschernenden Wasser und der Ruhe, prangte

an der Eingangstür, als Türgriff

modelliert, ein messingener Löwe. Er kam aus einer anderen Welt, die man auch dem Gefühle nach verließ, wenn man die Tür durchschritten hatte. Wer jedoch im dunklen Dezember gedankenverloren zugriff um die schwere Eingangstür in den Angeln zu bewegen, bemerkte die Kantigkeit die er plötzlich umgriff. Schnödes Aluminium wohl in billigster Bautürausführung mit besorgniserregendem Türschild konnte man nun erblicken, wo vormals der Löwe

gar gülden leuchtete.

Gestohlen!, blitzte es durch die Köpfe der Eintretenden. Gerüchte brachen sich Bahn. Der letzte Hort der Normalität, des Ensembles der Ruhe zerstört. Das hat deerer Westen bei aller zur Schau gestellten Aufbauwut nun in *Wahrheit* vollbracht. Die verlotterten Sitten öffneten Tür und Tor für die Zerstörung im Kleinen.

Doch vergewisserte man sich, nach erster Empörung und nach reiflicher Überlegung ob man dieser Peinlichkeit des Stehlens der letzten Kleinode überhaupt

nachgehen dürfe, beim Garderobenpersonal, so kam die ganze Wahrheit ans Licht: Renovation sei angesagt, da müsse das Ding eben für eine geraume Zeit in einer Werkstatt verschwinden.

Das bedenkliche Türschild ist nunmehr entfernt worden. Es sah zu schrecklich aus auf der andersartig metallenen beschlagenen Tür. Der Kuppellesesaal soll nach neueren Meldungen wohl schon fertiggestellt sein, leider hat ihn die Öffentlichkeit

noch nicht benutzen können. Die Umstellung der Zusammenarbeit mit dem Haus ZWEI ist in vollem Gange. In den nächsten Jahren wird man dann auch die Räume der heutigen Universitätsbibliothek benutzen können für den eigenen Bestand. Es geht doch aufwärts!

Die Gesellschaft nicht verloren...?

Grün, grün, grün....

Studieren auf dem Grünen Freßmarathon

Vom 20. bis 29. Januar fand in Berlin die 60. „Internationale Grüne Woche“ (IGW) statt. Wie jedes Jahr zeichnete sich die IGW durch Massen von Besuchern in den einzelnen Messehallen aus. Diesmal waren auch Studenten der Landwirtschaftlich-gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität rege vertreten, denn immerhin konnte der Besuch des Grünen Freßmarathons als Lehrveranstaltung abgebucht werden. Das vielfältige Angebot an landwirtschaftlichen Informationsveranstaltungen sollte den Studenten Praxisnähe vermitteln. Inwieweit sie das überhaupt konnte, wollte UnAUF herausbekommen und schickte eine Expertin los - das Ergebnis war ein stressiger Tag für die zuständige Redakteurin.

Ernährungswirtschaft

Geht man von den Menschenmassen aus, die sich durch die überfüllten Messehallen quälten, so führen in der Besuchergunst die Länderschauen und die Hallen, in denen sich die ausländischen Messeteilnehmer vorstellten. Dies lag unter anderem daran, daß es dort Spezialitäten aus den jeweiligen Länder angeboten wurden, die einen Hauch

Exotic verbreiteten.

Neben den ausländischen Partnern der Grünen Woche gestalteten die einzelnen Bundesländer zum einen einen jeweiligen Ländertag, zum anderen hatten diesmal ganz konkret Regionen, international wie national, Gelegenheit sich detailliert und umfassend den Besuchern (Verbrauchern) vorzustellen und ihre ganz speziellen Belange auf der IGW darzulegen. Gerade die Länderhallen kamen bei den Besuchern sehr gut an und zeichneten sich durch eine permanente Überfüllung aus, so daß

man am Ende nur noch den Wunsch verspürte, diesen Platz fluchtartigst zu verlassen und frische Luft zu schnappen. In wieweit bei dem anhaltenden Besucherstrom noch Informationen ausgetauscht werden konnten ist nicht zu sagen, jedoch hatte man gerade bei den Gemeinschaftshallen der Länder das Gefühl, daß das Betreuungspersonal der einzelnen Stände bei diesem nicht abreißenden Strom von „Interessenten“ überfordert war. Obwohl es neben den zahlreichen Veranstaltungen für die Verbraucher auch solche für das Fachpublikum oder Fachinteressierte gab, waren diese entweder schwer zu finden oder aber für Außenstehende nicht zugänglich. Darüber hinaus mußte man als zufälliger „Fachbesucher“ (worunter hier auch Studenten der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät verstanden werden) dann auch noch die konkreten Veranstaltungsdaten für die jeweilige Veranstaltung kennen bzw. die Presseinformationen der IGW zur Hand haben. Zu den fachlichen Höhepunkten der Grünen Woche zählten unter anderem laut Veranstalter das Ost-West-Agrarforum des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten (BML) mit dem Thema „Investieren in Osteuropa - Wege zur erfolgreichen Unternehmenskooperation“, das 15. Internationale Forum Agrarpolitik des Deutschen Bauernverbandes (DBV) über „Die Zukunft der EU-Tierseuchenpolitik“ - ein Thema, das nicht nur bei betroffenen Landwirten auf Interesse gestoßen wäre - sowie der zweite Berlin-Brandenburgische Gartenbautag. In dem Wust der Informationen, die man an so ziemlich jedem Stand zu dem entsprechenden Thema erhalten hatte, sei es in Form eines Hochglanzprospektes oder als einfaches Faltblatt, sind solche Mitteilungen untergegangen.

Landwirtschaft

Landwirtschaftlich Interessierte fanden die Objekte ihrer Begierde ganz



Glückliche Kuh auf der IGW

konzentriert um die Halle 25, in der die landwirtschaftliche Sonderschau „Extensive Tierhaltung“ mit zahlreichen lebenden Exponaten gezeigt wurde - alles in allem waren etwa 700 Nutztiere in diese Halle zu sehen. Ziel dieser Sonderschau war es „im engen Kontakt zwischen Erzeugern und Verbrauchern Einblick in die verschiedenen, heute gebräuchlichen Stallhaltungen“ (Info-Heft der IGW) zu gewähren; wohl auch um ständig neu aufkommenden Gerüchten von tierquälerischen Methoden der Stallhaltung vorzubeugen, da der Fleischkonsum in Deutschland in den letzten Jahren stetig zurückgegangen ist.

Auf einer größeren Anzeigentafel waren während den Vorführungen alle Informationen zu den vorgestellten Tieren zu lesen. Die Anwesenheit der Züchter gab Interessierten dennoch die Möglichkeit, weitere Informationen zu erhalten und gerade für Studenten dieser Fachrichtung sich mit Fachpersonal auszutauschen und Neues zu erfahren.

Verband sich beim Otto-Normalverbraucher bisher mit dem Begriff von Landmaschinen die Vorstellung von alten relativ kleinen und unbequemen Traktoren, so wurde diese Vorstellung in der Halle mit den Landmaschinen, die von Schleppern und Geräten von der Bodenbearbeitung bis hin zur Ernte gingen, zerstört angesichts der Riesen, voll mit modernster Technik. Solch ein Anblick trägt mit Sicherheit sehr viel

mehr dazu bei, daß sich der Vorlesungsstoff im Fach Agrarwissenschaften einprägt und auch verständlicher wird.

Auf Ausstellungstafeln waren Informationen zu den einzelnen Modellen zu lesen. An den Firmenständen ergab sich die Gelegenheit mit dem Firmenpersonal über die Landmaschinen zu diskutieren und sich die jeweiligen Modelle erklären zu lassen. Wie eine dieser riesigen Landmaschinen, die man sich eher auf den gigantischen Feldern in Amerika vorstellen kann, von Innen aussieht, konnte der Besucher eigenhändig erkunden. Gerade in diesem Bereich boten sich viele Gelegenheiten, mit den Fachleuten ins Gespräch zu kommen und auch Informationen über entsprechende Tätigkeitsfelder zu erhalten.

Gartenbau

In Bezug auf das Gebiet des Gartenbaus sah es bis kurz vor Ende der Internationalen Grünen Woche nicht ganz so gut aus, was das Angebot an Fachausstellungen und Fachhallen betrifft, da der Berlin-Brandenburgische Gartenbautag erst an den letzten drei Tagen statt fand. Trotzdem gab es zahlreiche Angebote, wenngleich die meisten auf den Bereich des Kleingartens und

auf die Bedürfnisse des Kleingärtners ausgerichtet waren. Gartenbaustudenten fanden somit nicht unbedingt ein so umfangreiches Angebot an Fachständen und Fachveranstaltungen. In der Hauptsache diente die IGW als Vorbote der Bundesgartenschau Cottbus 1995. Daneben gab es noch die in diesem Jahr die fast doppelt so große Fläche der Internationalen Blumenhalle, in der ein Meer von Azaleenblüten, Rhododenren, Eriken und Kamelien zu sehen war. Die Ansichten über die Anordnung der Blumen gingen weit auseinander, wobei die Blütenpracht zum Ende hin auch immer schlaffer wurde und somit an Reiz verloren hat. Neben dieser Blumenschau gab es begleitend eine Informationsschau unter dem Motto „Stationen einer Azaleenkultur“, die aber nur für Interessenten eine Bedeutung gehabt haben dürfte aufgrund des engen Rahmens der Blumenschau.

Besonders die Themen des Kongressforums „Agrarstruktur, Tierproduktion, Pflanzenproduktion, Agrarpolitik und Gartenbau“ wären für Studenten der Agrarwissenschaften interessant gewesen; da diese Veranstaltungen aber an verschiedenen Tagen stattgefunden haben wäre es notwendig gewesen mehrere Male auf die IGW zu kommen, was angesichts der Eintrittspreise für Studenten unmöglich gewesen wäre.

In der Hauptsache ist die Internationale Grüne Woche eine Verbraucher- und Ernährungsmesse und dann erst eine Messe für Landwirtschaft und Gartenbau. Diese Schwerpunktlegung wird auch an der Konzeption deutlich, da der Bereich der Gemeinschaftshallen der Länder, in denen es in erster Linie um die Vermarktung von Ernährungswirtschaft geht, erweitert worden ist. Zwar soll der Bereich der Landwirtschaft und des Gartenbaus im kommenden Jahr erweitert werden und die entsprechenden Messehallen werden auch gebaut, doch ändert dies nichts an der Schwerpunktbildung. Ein Besuch auf der Grünen Woche ermöglicht einem Einblick in die einzelnen Bereiche - doch um mit Fachleuten aus dem agrarwissenschaftlichen Gebiet zu reden und tiefergehende Informationen zu erhalten, ist es nicht der richtige Ort. Ein Besuch auf den entsprechenden Fachmessen dürften für Studenten der Agrarwissenschaften wesentlich effektiver und sinnvoller sein.

WELTWEIT IN DIE LUFT GEHEN...

Unsere Spezialstrecke - Flugtickets weltweit!

Linienflüge aller namhaften Airlines:

- für Jugendliche, Studenten und Lehrer
- für „Jedermann“ Sprachreisen nach England, Malta, Kanada

Gruppenreisen nach Ihren Wünschen
Individualreisen nach Israel, Irland,
Preiswerte Unterkünfte in London
Internationale Studentenausweise,
Jugendherbergsausweise

Öffnungszeiten: MO-FR 10-18 Uhr

STUDENTEN/INNEN
SCHÜLER/INNEN
JEDERMAN/FRAU-
LAST MINUTE-, CHARTER-
UND LINIENFLÜGE



**STUDENTEN
REISESERVICE**

Tel. 283 30 93

MARIENSTR. 25
10117 Berlin-Mitte
und neu:
Clara-Zetkin-Str. 30
10117 Berlin-Mitte

Moneten Info

Rückzahlungsforderungen des BAföG-Amtes

Das ist gar nicht schön: Ihr findet im Briefkasten ein Schreiben des BAföG-Amtes, in dem Euch in schönstem Beamtendeutsch mitgeteilt wird, daß aufgrund eines Buchungs- oder sonstigen Fehlers zuviel BAföG gezahlt wurde und diese Überzahlung umgehend zurückzuerstatten ist.

Das können manchmal erhebliche Beträge sein. Immer wieder kommt es vor, daß Betroffene brav zahlen, obwohl sie gute Chancen haben, die Rückzahlungsforderung abzuwehren. Wie, das lest Ihr im folgenden.

Wann kann eine Rückzahlungsforderung gestellt werden?

Zum ersten dann, wenn aufgrund eines Fehlers von Seiten des BAföG-Amtes oder des Geförderten eine Zuvielzahlung erfolgte. Dafür kann es tausenderlei Gründe geben, beispielsweise Rechen- oder Buchungsfehler, statt des Ost- wird der Westkrankenkassensatz überwiesen usw. usf. Wird man gefördert, kann man vor einem solchen Rückforderungsbescheid nie sicher sein, auch nach Jahren nicht. Dies ist übrigens kein böser Willen eures Sachbearbeiters, er ist zur Rückforderung per Gesetz gezwungen.

Zum zweiten natürlich, wenn auf dem BAföG-Bescheid vermerkt ist, daß die Bewilligung unter dem Vorbehalt der Rückforderung erfolgte. Hierbei muß der überzahlte Betrag auf jeden Fall zurückgezahlt werden. Dies ist jedoch ein Spezialfall, und soll im folgenden nicht betrachtet werden.

Wie kann man sich wehren?

Meist wird dem Geförderten bei Be-

kanntwerden des Fehlers vom Amt ein einfaches Schreiben mit der Aufforderung zur Stellungnahme zugeschickt. In dem Brief wird auch auf die Pflicht des Geförderten hingewiesen, dem Amt eventuelle Fehler im BAföG-Bescheid anzuzeigen.

Wenn Euch diese Nachricht ins Haus flattert, auf jeden Fall die studentische BAföG-Beratung aufsuchen! Ganz allgemein gilt, daß gegen das obengenannte Schreiben keine Rechtsmittel möglich sind. Deshalb solltet ihr erstmal (und sowieso!) per Mitteilung an das Amt die Rückzahlung verweigern und einen offiziellen BAföG-Bescheid mit der Rückforderungssumme anfordern, denn nur gegen den Bescheid sind Rechtsmittel zulässig (siehe auch "Rechtsbehelfsbelehrung" auf dem Bescheid). Rechtsmittel ist in diesem Falle der Widerspruch. Dieser muß innerhalb eines Monats beim BAföG-Amt sein, dazu reicht es zunächst aus, wenn ihr ein einfaches Schreiben mit dem Satz: "Hiermit lege ich Widerspruch gegen den Bescheid vom soñsovielten ein!" abschickt.

Wie gesagt, reicht dies zur Fristwahrung aus, die Rückzahlung an sich ist damit noch lange nicht abgewendet. Da aufgrund des Widerspruches das Amt per Gesetz gezwungen ist, die "Recht- und Zweckmäßigkeit" des Bescheides zu prüfen, ist es auf jeden Fall angesagt, eine Begründung für die Rückzahlungsverweigerung nachzureichen.

Wie kann man die Verweigerung begründen?

Die Betroffenen haben gute Chancen, an der Rückzahlung vorbeizukommen.

Jeder, der von Amts wegen einen Bescheid erhält, kann sich auf den sog. Vertrauensschutz berufen. Vertrauensschutz bedeutet, daß man auf die Gültigkeit eines offiziellen Bescheides, selbst wenn er sich als fehlerhaft herausstellt, vertrauen kann.

Außerdem muß der Geförderte, um von der Rückzahlung verschont zu bleiben, die überzahlten Gelder bereits verbraucht haben. Das dürfte bei den nicht gerade üppigen BAföG-Sätzen in den allermeisten Fällen gegeben sein. Wer kann es sich schon leisten, einerseits ums BAföG zu betteln und es andererseits auf dem Konto rumliegen zu lassen.

Wichtig! Nicht auf den Vertrauensschutz berufen kann sich, wer durch folgende durch den Gesetzgeber genau definierter Voraussetzungen in den Genuß der Förderung kam

- 1.) durch arglistige Täuschung, Drohung oder Bestechung
- 2.) durch im wesentlichen falscher oder unvollständiger Angaben, wenn sie vorsätzlich bzw. grob fahrlässig gemacht wurden
- 3.) wenn dem Azubi nachweislich die Fehlerhaftigkeit des Bescheides bewußt war, er z.B. eine fehlerhafte Berechnung auf dem Bescheid erkannt hat

Nochmal: Die Beweislast für das Vorliegen obiger Einschränkungen des Vertrauensschutzes liegt beim BAföG-Amt! Im Zweifel wird zugunsten des Geförderten entschieden, d. h. keine Rückzahlung. Also achtet in Eurer Begründung darauf, daß obige Punkte bei Euch natürlich nicht zutreffen!

ojo

(nach Informationen der studentischen BAföG-Beratung, Hauptgebäude Raum 3011, Dank an Peter)

Folgende Moneteninfos sind bereits erschienen: "Wohngeld für Studenten" (UnAuf 61), "BAföG nach Fachrichtungswechsel" (UnAuf 62), "Studenten und Lohnsteuer" (UnAuf 62)

Mies und Fies: Entdeckung bereits ad acta gelegt

Wie eine studentische Anarchistenzeitung vom Erdboden verschwindet

FU, WS 1994/95: Provokant, in strahlendem Orange leuchtet sie dem Passanten entgegen. Doch leider nur ein Relikt einer studentischen Vereinigung, die sich gegen die bürgerliche, autoritäre Form der Herrschaft von Menschen über Menschen aufzulehnen versuchte, auf eine miese und fiese Art. Ihre Meinungen sollten publik gemacht werden, eine Zeitung wurde gegründet. Diese Aktion liegt jedoch mittlerweile einige Zeit zurück. Im Zuge des rebellischen Aufstands von nicht unzähligen Studenten an nicht unzähligen Universitäten in diesem Lande, ging man dieses Projekt im vergangenen Wintersemester an.

Ganze zwei Ausgaben des so genannten "feigen blattes" konnten veröffentlicht werden. Danach verschwand die ungewöhnliche Bereicherung für den Pressemarkt vom Erdboden. Ein Vertreter des AStA-FU vermutet dahinter zwei mögliche Gründe. Entweder ging den Initiatoren der Sinn für eine derartige Herausforderung verloren, weil es anscheinend für solche originellen Erscheinungen im spießigen Alltagsleben der Studentenschaft an Nischen fehlt. Oder aber der Druck von seiten des AStA löste so große Spannungen aus, daß ihnen folglich der Spaß an der Freude abhanden kommen mußte.

Natürlich stellt sich hier die Frage, warum es zu diesen großen Reibereien mit dem AStA kam? Und wer sind diese "gemeingefährlichen" Journalisten eigentlich?

In der editorialähnlichen Einleitung der zweiten Ausgabe definieren sich die "mies und fies"-Redakteure als "Gegenzeitung zur derzeitigen studentischen Vertretung (AStA) FU". Nach Aussage der Redakteure hat der AStA die Fachschaftsinitiativen aus ihrer gemeinschaftlichen "ParteiJugend von CDU, SPD und AL" rausgeschmissen, so daß unweigerlich eine neue Zeitung in dieses Geschehen eingreifen mußte- das "feige blatt". Dieses sollte nun die aktuellen universitären Themen in einer neuartigen

Form den netten, eifrigen Studenten "zum Fraß vorgeworfen werden". Dabei wurden die Artikel nicht namentlich gekennzeichnet, ein Impressum war ebenfalls nicht zu finden. Der Grund: man hatte Angst vor der Judikative dieses "entsetzlichen Staates".

Als Gegenzeitung zum AStA fühlte sich dieser nun ganz besonders angegriffen und zeigte sich empört über die teils polemische, teils vulgäre Sprache. Von "Informationsmüll" bis "ausschießen" tauchen so allerhand nette Vokabeln der deutschen Sprache auf. Die Inhalte waren ähnlich direkt, so daß sich die Meinungen über die zukünftige Verbreitung dieses Mediums im AStA spalteten, zumal sie dieses Projekt ja direkt unterstützten, indem sie das Blatt selbst über die AStADruckerei in Umlauf gebracht hatten. Und das auf Studentenkosten, nein, dem mußte ein Ende gesetzt werden.

Das Ende kam jedoch ohne Nachdruck, zumindest hatte das so den Anschein. Bereits nach dem Erscheinen der zweiten Ausgabe nämlich, mit Ausklang des Jahres 1994, verschwand das "feige blatt" in einer unauffindlichen Versenkung. Die problematische Handhabung bezüglich des Umgangs mit diesem Pressebeitrag schien plötzlich auf unerklärliche Weise für alle Parteien, ob nun tatsächlich parteiisch

oder nicht, gelöst.

Ein Wunder, so wie es unerwartet erleuchtete, erlöschte es wieder. Schade, daß das autonome Team den diversen, nicht konkret nennbaren Faktoren standgehalten hat, wo sie doch gerade Furore machten und die Wände und Tischbeine des AStAs mit orkanartigen Böen ins wackeln brachte.

"mies und fies" verschwindet und schon ist sie wieder da: die Göttin Langeweile.

Wer mag sie wohl geweckt haben? Kam sie gewollt oder war sie Freundin des zufalls? Ein Fall, der es nicht länger wert zu sein scheint, geklärt zu werden. Ad acta!

alex

Verkauf

aus einer

Linguistischen Fachbibliothek

12.000 Titel zu 100 Sprachen

(neue und alte Sprachen)

z.B. zur

Germanistik Anglistik

Romanistik Slawistik

Indogermanistik Orientalistik

Amerikanistik Skandinavistik

Klassische Philologie

Keltologie

u.a.

Besichtigung und Verkauf ab Februar 1995

Informationen am Stand oder unter 785 06 06

Antiquariat

Wolfgang Brungs

Telefon: 785 06 06

Nebenbei am Rande...

Das Teesieb

Als gebürtige Berlinerin, Marke Ost (urst), sind mir die reichen Verwandten schon vor Zeiten abhanden gekommen und residieren, längst unabhängig von mir, im nordwestlichen Deutschlandteil.

Mir Topf fiel das Glück zu, und zwar im Süden des Landes, einem Deckel zu begegnen, aber darum geht es hier mal nicht. Dieser Deckel namens Schlawiner verlockte nun mich für ein Urlaubswochenende in die „gemietete“ Einraumwohnung einer weltreisenden Gutenaltenfreundin, derer er einige aufweisen kann. Aber darum geht es hier mal nicht! Diese Unbekannte reiste in der Welt, und wir verlustierten uns in ihrem Hauptwohnsitz. Mir waren solche Sitten neu, jedoch nicht schäbig, denn Schlawiner und ich sind ganz artige Leute. Nur einmal waren wir nicht artig...

Der weltreisenden Unbekannten Briefchen und Pöstchen lagen einfach so herum - auf dem Schreibtisch, daneben, in diversen Winkeln der Regale; unausweichlich, bunte Briefchen, lockende Absender. Mich gingen sie nichts an, ich blieb kühl.

Schlawiner ist an ihnen nicht ohne weiteres vorbeigekommen, weil er eben ein Schlawiner ist und respektlos zudem.

Im Vornherein hatte er mir nebenbei erzählt, daß Freundin in wohlhabenderen Kreisen herumverkehrt, natürlich nicht nur, aber dorthingeboren wurde sie nun einmal. Ich hatte darauf „aha“ gesagt, aber aha sollte erst kommen. Aha kam mit den verstreuten Briefchen.

Schlawiner hat so eine wohlweisliche Art zu grinsen. Dieses Grinsen im Gesicht und die Briefchen in der Hand ließ er nun die Inhalte aus den Kuverts gleiten. Alle Inhalte sahen einander irgendwie ähnlich. Es waren gutpapierne „Klappkarten“ - Glanzpappe! - mit umrahmten Farbphotographien. Diese wiederum ähnelten sich auch! Glückliche Menschen, immer zwei davon, in wonneknalligem Lachen, händchenhaltend, jung, Menschen wie du und ich ...

Dann gab's unter den gold- oder silberumrahmten Glücksfotos noch die Absenderangaben, feiner Gold- oder Silberdruck, echt schneide und sauber das Ganze. Und was daran am nobelsten war: alles Grafen und Gräfinnen, und vielleicht war'n da auch Prinzeßchen dabei, ja wer weiß?

Diese Äußerlichkeiten zu betrachten war ich mir nicht zu schade. Es handelte sich für mich um eine Neuheit. Ein paar schöne Photos und ein paar kursivschriftgedruckte Absender, alles mal mustern, schöne Bilder, reiche Leute; man selbst kommt ja wohl nicht in die Verlegenheit.

Ich fing an, die Kuverts wieder zu füllen. Schlawiner grinste aber noch immer und begann... die Karten auf-

zuklappen und... nachzusehen... was glückliche Grafen schreiben...

Also, das ging mir etwas zu weit mit dem Stöbern. Du, Schlawiner, sagte ich, das geht zu weit! Und: Jetzt ist Schluß, ja?!

Schlawiner ließ die Ohren ein wenig flattern und spitzte genüsslich die Lippen. Demonstrativ verschränkte ich nun die Arme und schloß die Augen und klagte nur noch einmal: Du Schlawiner bist hinterhältig und gemein und alles Mögliche und sowas macht man nicht. Mein Gewissen blähte sich über alle Maßen auf. Ich war ein Blähballon.

Schlawiner las (laut):

Liebe Constanze! Es war wirklich wunderbar, Dich auf unserem Hochzeitsfeste wieder einmal gesehen zu haben. Du sahst natürlich wie immer umwerfend aus! Wir wissen nicht, wie wir Dir für Dein Geschenk zu unserer Hochzeit danken sollen. Wie bist Du nur darauf gekommen? Es hat uns so gefallen. Du hattest eine wirklich hinreißende Idee. Unter den vielen netten Geschenken war Deins ein herausragendes, ein ganz besonders nettes. Wie können wir Dir dafür danken?! Danke für das exklusive Teesieb, liebe Constanze, das Teesieb ist wirklich besonders nett. Die dankbaren... und... aus...

Schlawiner legte den Brief auf den Tisch. Unsere Stimmung hatte etwas Fragendes. Ich glaubte, mich verhöhrt zu haben und blickte irritiert auf die Nobelphotos. Stille lag im Zimmer.

Schlawiner nahm sich die nächste Karte. Der Wortlaut war ähnlich, aber hier handelte es sich um irgendeinen Koffer. Eine fremde, neuartige Beziehungswelt tat sich auf. Und ich wußte nicht, wie - mich überfielen plötzlich krampfähnliche Zuckungen, abartiges, fast geräuschloses Gekicher; mir blieb die Luft zum Atmen weg, das Teesieb vor Augen, ich grabschte nach dem Brief, grabschte nach Luft, grabschte nach Schlawiner, der schließlich quer über den wertvollen Briefen lag; bald kicherte ich nicht mehr, sondern wurde nur noch von Zuckungen geschüttelt. Endlich war auch das vorüber - ein abgebranntes Feuer mit letzten aufsteigenden Rauchschwaden - saßen Schlawiner und ich - ein Häuflein Ausgekichertes, nicht wissend, weshalb eigentlich.

Auf dieser Welt sind gewiß ganze Sortimentkompanien unheimlich exklusiver Teesiebe existent, solcherart, wie sie mir wahrscheinlich nie einfielen. Ich hab' ja nur kaufhallenübliches Baumwoll- und ein Bambussieb vom Markt; aber vielleicht geht es darum ja nicht. Des Pudels Kern liegt vielleicht ganz woanders, ja wer weiß?



Geschichte der HUB

Räte-Zeit

Berliner Studenten zwischen
Novemberrevolution und Kapp-Putsch (1918-1920)



Der erste Weltkrieg ist endgültig verloren, Deutschland steht vor dem Ruin - die plötzliche Ernüchterung nach einer angeblich ununterbrochenen Folge von Siegen auch und gerade während des Frühjahrs und Sommers 1918. Dieser Krieg war von den Professoren und Studenten der Berliner Universität enthusiastisch begrüßt worden (siehe UnAuf 63), nun stehen sie vor den Trümmern einer Ideologie.

Diejenigen, die da Ende 1918 auf die harten Sitzbänke der Hochschulen zurückkehren, kennen die Schützengräben bis zum Erbrechen. Man schätzt, daß 90% aller deutscher Studenten dieser Zeit irgendeine Form von Kriegsdienst geleistet haben. Mit ganz unterschiedlichen Auswirkungen auf ihre Psyche. Die einen hassen den Krieg und diesen Staat, der sie ins Feuer eines mörderischen Krieges gejagt hatte, leidenschaftlich. Die anderen, und wie sich bald herausstellte die Mehrheit, vermissen die Gemeinschaft der Frontsoldaten, die militärische Ordnung und sie fühlen sich von der Regierung, die dieselbe "Welt von Feinden", der "unsere Soldaten so lange heldenhaft und im Felde unbesiegt widerstanden" um Waffenstillstand bittet, verraten. Mit dieser gespaltenen Gefühlslage treffen die Studenten auf die Revolution, begrüßen begeistert die neue Zeit oder verdammen sie als Chaos und Anarchie.

Ungemütlicher November

Es ist ein sehr ungemütlicher November in der deutschen Reichshauptstadt: die Massen rebellieren, Maschinengewehrfeuer hallt durch die Straßen, überall Soldaten der einen oder anderen Seite. Und die Berliner Universität mittendrin. Am 7. November 1918, noch ist der Kaiser nominell Staatsoberhaupt, wendet sich die kaisertreue Berliner Garde-Kavallerie-Schützendivision mit einem Aufruf an

die Studenten der Hauptstadt. "Nicht Worte, Flugblätter oder Versammlungen können uns aus dem Chaos retten, sondern einzig und allein die Tat... Stellt Euch den regierungstreuen Truppen zur Verfügung, um an ihrer Seite gegen die Unruhestifter vorzugehen!" Und das war wörtlich gemeint, denn der Ort wo es "Waffen und Verpflegung" geben würde, ist gleich mit angegeben.

Noch folgen nur wenige Studenten dem Aufruf. Als die Berliner Unruhen am 9. November ihren vorläufigen Höhepunkt erreichen, die bekanntlich mit der Abdankung des Kaisers und der Ausrufung der Republik enden sollten, sind es vor allem Offiziere, die sich vor dem Universitätsgebäude und der Staatsbibliothek verschanzen und auf die Revolutionäre feuern. Nach nur wenigen Stunden flattert die Rote Fahne auch über dem Universitätsportal.

In den heiligen Hallen der Universität, die bisher nur das halblaute Raunen der Bildungsbürger erfüllte, verbreitet sich der Lärm der Revolution. Es wird sich versammelt, Aufrufe werden verabschiedet - ans Studieren denkt kaum einer. Noch am selben Tage wählen ganze 40 sozialistische Studenten einen dreiköpfigen Studentenrat, nach dem Vorbild der Arbeiter- und Soldatenräte, die derweil das Regiment im Lande übernehmen. Und da die Machtverhältnisse nun einmal so sind, kann dieser von einer verschwindenden Minderheit legitimierte Studentenrat in der neuen sozialistischen Regierung als Vertreter aller Studenten auftreten. Er erhält sogar einige Räume im Reichstag

zur Verfügung gestellt.

"Typen sozialistischer Monatshefte"

Ein Zeitgenosse, Dr. Friedrich A. Pinkerneil, Direktor des Akademischen Hilfsbundes und somit übermäßiger politischer Sympathie unverdächtig beschreibt die Arbeit der Studentenräter so: "Das waren die Typen der sozialistischen Monatshefte, die in der Revolution die Freiheit, offen ihren Standpunkt zu vertreten, ihre Kräfte zur Entfaltung zu bringen, begrüßten. Sie verrieten in einem Kesseltreiben von Fragen, daß sie mehr politische Weisheit ihr eigen nannten als manche Vorsitzende liberaler und konservativer Bürgervereine. Die Wachsoldaten erhielten an diesem Tage Leutnantseinnahmen bewilligt - diese Studenten arbeiteten ehrenamtlich und ohne daß ihnen bisher ein allzu freundliches Wort von seiten ihrer Genossen gesagt worden wäre."

Am 11. November unterbricht der Studentenrat, der kurzfristig das Universitätsregime übernommen hatte, den Lehrbetrieb und fordert alle Studenten zur "organisierten Arbeit" in Betrieben und Verwaltungen auf. Das jedoch bringt beim nichtsozialistischen Mehrheitsrest der Studenten das Faß zum Überlaufen, sie wehren sich gegen den Alleinvertretungsanspruch, mit Erfolg. Der Berliner Arbeiter- und Soldatenrat verweigert den Studentenrätern seine Anerkennung mit der höchst bemerkenswerten Begründung, daß der Rat in seiner jetzigen Form weder auf Betreiben noch mit Billigung der gesamten Studentenschaft etabliert worden sei. So ihrer Unterstützung beraubt, müssen die Studentenratsmitglieder hilflos protestierend mit-

ansehen, wie entgegen ihres Aufrufes die Studenten die nicht gerade revolutionäre Tätigkeit wiederaufnehmen, für die sie an die Universität gekommen waren, nämlich unbehelligt von der Weltgeschichte studieren.

Doch selbst wenn man wollte, wie soll das gehen, wenn ringsum die Stadt kocht. Zwei Deutsche Republiken waren mittlerweile ausgerufen worden: die bürgerliche eines Friedrich Ebert und die sozialistische des Karl Liebknecht. Der Machtkampf ist noch lange nicht entschieden, die bewaffneten Auseinandersetzungen noch lange nicht beendet.

Gruppenbildung

Ebenso heftig geht es unter den Studenten der Berliner Universität zur Sache, auch sie wollen nun Politik machen. Und dazu braucht man zunächst erst mal eine Partei. Verschiedenste politische und andere Gruppierungen hatten sich im Vorfeld unter den Studenten herauskristallisiert. Neben den sich zum Studentenratsmodell bekennenden mehrheitssozialistischen Studenten waren eine Demokratische Studentenpartei, die (andere) Sozialistische Studentenpartei, die Gruppe der studierenden Burschenschaftler Berlins und viele andere studentische Parteien aus dem Boden geschossen. Daneben gab es eine Vielzahl von Gruppen in den verschiedenen Fakultäten, so eine philosophische, theologische und eine historische Gruppe, des weiteren die Gruppe der Juristen und Nationalökonomien und die Klinikergruppe usw. usf. Und alle hatten ihre eigenen Vorstellungen, wie es an der Uni weitergehen sollte.

Eine Woche später treffen sich die studentenpolitisch Engagierten zu einer ersten Studentenversammlung in der Kommode. Mehr als 30 Reformprogramme waren von den verschiedenen Gruppen erarbeitet worden, die natürlich auch alle verabschiedet werden

sollten. Und so nimmt eine erstaunlich heftige Auseinandersetzung ihren verheerenden Verlauf. Zunächst wird stundenlang über die Geschäftsordnung gestritten. Besonders geraten sich die Anwesenden über die Frage in die Haare, wie man die ausländischen Studierenden behandeln sollte, ob sie mit abstimmen dürften und wer überhaupt Ausländer sei. Schließlich einigt man sich auf den Status von nicht abstimmungsberechtigten Gästen.

Jedoch ist damit das Aggressionspotential längst nicht abgebaut. Am Ende der Versammlung ist der Raum derart verwüstet, daß sich der Rektor gezwungen sieht, eine zweite Versammlung unter Hinweis auf die *„nicht unerheblichen Sachbeschädigungen in der*

„Denkt nach, ob Ihr Euch nicht der Erinnerung an die letzte Versammlung, deren Fortsetzung die heutige werden soll, schämen müßt. Denkt an die Proletarierversammlungen, denen Ihr beigewohnt habt. Wollt Ihr, die Ihr Führer sein oder werden sollt, Euch immer wieder an Disziplin und Würde von Euren Altersgenossen im Arbeitskittel übertreffen lassen.“

Der Aufruf scheint zu fruchten, die Studenten lernen die Spielregeln der Demokratie - obwohl im Inhalt immer noch hart gestritten wird.

Im Grundtenor jedoch ist man sich einig, so in der Forderung nach studentischer Selbstverwaltung und dem jedem Studenten zustehenden Recht auf politische Betätigung. Es werden Aufrufe



Revolutionäre Arbeiter und Soldaten vor der Universität

Aula - man denke, die akademische Jugend, die zukünftigen geistigen Führer des Volkes, haben sich derart betragen“ zu verbieten.

Aula in Trümmern

Trotzdem ist der Drang, sich zu einigen und die geballte Kraft möglichst vieler Studierender hinter sich zu bringen, groß. Eine zweite Versammlung soll dies erreichen. In dieser Situation tritt wiederum ein Rat in Erscheinung, diesmal ein *„Rat geistiger Arbeiter“*, der eilends am 23. November ein Flugblatt *„An die Studenten Berlins!“* verteilen läßt. Darin wird Disziplin angemahnt:

an die *„Jetzige Regierung“* verabschiedet, bald möglichst eine Nationalversammlung einzuberufen und auch nichtsozialistischen Kreisen die Teilnahme an den Regierungsgeschäften zuzubilligen.

Die Idee der Parlamentarischen Demokratie scheint die Mehrheit der Studierenden zu begeistern. Wozu haben sie schließlich sonst Studentenparteien gegründet? Der sozialistisch dominierte Studentenrat soll von einer in direkter, gleicher und geheimer Wahl legitimierten Studentenvertretung abgelöst werden. Letztendlich kann man sich sogar auf einen Termin für diese Wahl einigen: 30. November bis 2. Dezember

1918. Und so wie sich im Großen, also im Deutschen Reich die Macht immer mehr zu Ungunsten der Räteregierungen verschiebt, tut sie dies auch im kleinen Spiegelbild der Gesellschaft, an der Universität. Aus den Wahlen geht ein neunköpfiges Gremium hervor, das nun die Interessen der Studenten der Berliner Uni wahrnehmen soll, darunter nur ein Vertreter der Sozialistischen Studenten.

Studentenwehr

Der Rechtsruck unter den Berliner Studenten (und nicht nur hier) wird Ende 1918 offenkundig. Der Universität steht seit kurzem ein Rektor vor, der aus seinem nationalkonservativen Herzen keine Mördergrube macht: der Althistoriker Eduard Meyer, der nicht nur aus Berufsgründen der Vergangenheit anhängt. Am 16. November veröffentlicht dieser einen Artikel, in dem er den 9. November 1918 als "Bußtag" beklagt, an dem "sich das Volk selbst entmannt hat."

Die angeblich sozialdemokratische Regierung Ebert ist derweil dabei, Truppen zu suchen, die ihr die radikal-sozialistischen Arbeiter- und Soldatenräte vom Hals schafft. Daß sie diese Helfershelfer ausgerechnet in Form der rechtsradikalen Freikorps findet, ist ein Kuriosum der Geschichte. Auch an der Berliner Universität werben die Freikorps ab Ende November massiv um Mitkämpfer. Diesmal finden sie mehr Anklang als noch vier Wochen zuvor. Gerade unter den Kriegsheimkehrern, die das angeblich anarchistische Chaos der Revolution hasen gelernt haben und sich nach Ordnung und Sicherheit der militärischen Hierarchie sehnen, finden die Werber Gehör. Auch aus Loyalität stellt man sich der neuen Regierung im Kampf gegen die Bolschewisten zur Verfügung.

Im Januar 1919, während der sogenannten "Spartakuswoche", bildet sich in Berlin eine "Studentenwehr" mit ca. 300 Gewehren, um für die Regierung gegen die aufständischen Spartakisten vorzugehen. Studentengruppen, die auf Seiten der Freikorps stehen, organisieren sich im "Waffenring der schlagenden Verbindungen Berlins", denn gerade diese Verbindungen, die Ehrenhändler noch immer mit der Waffe austragen und wo Schmisser noch immer als männlich schön gelten, haben am Draufhauen noch Spaß.

Um die "Kämpfer" gegenüber den "Da-

heimgebliebenen", d.h. den Kampf-unwilligen nicht zu benachteiligen, schließt der Rektor vorübergehend die Universität. Am Ende des Monats bedankt sich der "Reichsausschuß der akademischen Berufsverbände" ausdrücklich bei den Berliner Studenten für die Beteiligung "in Wort und Tat bei den Freikorps".

Undank

Nach Niederschlagung des Aufstandes werden die Studenten entwaffnet, ihr Führer, der Vorsitzende des "Waffenrings", verhaftet. Die Reaktion der betroffenen Studenten ist demgemäß von Enttäuschung über die neue Regierung geprägt. Sie hatten wohl Dankbarkeit erwartet, und nun dies. *"Wenn man auch verstehen kann, daß die Regierung nicht will, daß einzelne Gruppen auf eigene Faust Sicherheitswehren bilden, so ist doch auf jeden Fall zu verurteilen, wie sie vorgeht. Sie hat Leute verhaftet, die für sie und gegen den Bolschewismus waren, während Verbrecher, Deserteure, Arbeitsscheue und herumlungernde Matrosen mit Kanonen, Maschinengewehren und Handgranaten ihre Putsch- und 'Volksbelustigungen' inszenieren können."*, kritisiert die Zeitschrift des studentischen Wingolfsbundes eher verhalten die Regierung.

Die Angst der Ebert-Regierung vor einem rechten Putsch unter Beteiligung der Studenten und ihre dementsprechende Vorgehensweise, nachdem sie sich ihrer zur Niederschlagung des Putschversuches von links bedient hatten, mußte die Studenten regelrecht in die Arme von rechten Putschisten treiben. Damit beschwor sie erst die Situation herauf, die sie eigentlich verhindern wollte.

Zunächst jedoch beruhigt sich die Lage auch an den Universitäten. Es wird wieder studiert, aber nebenher auch Poli-

tik gemacht. Nun endlich wollen die Studenten der Berliner Universität ihr eigenes Parlament. Im April und Mai 1919 wird in den Räumen der Uni wiederum gewählt. Es geht um die Verteilung der 120 Sitze des ersten allgemeinen Studierendenparlamentes. Auch hier spiegelt sich das neue Kräfteverhältnis im Lande wider: nur acht Sitze fallen für die Sozialistische Studentengruppe ab, der Großteil der Mandate geht an die Vertreter der studentischen Verbindungen, die Progressivität nicht unbedingt mit Löffeln gefressen haben. Das neugewählte Parlament bestimmt



Wahl zum Studentenparlament 1921

einen Allgemeinen studentischen Ausschuß (AStA) mit sieben Mitgliedern, der nun die studentische Selbstverwaltung in die Hände nehmen soll.

Und doch, unter der Oberfläche brodelte es. Das Vertrauen in die Regierung ist von Seiten der studentischen Mehrheit durch verschiedenste Maßnahmen, die die Studenten vor den Kopf stoßen mußten, und die hier darzustellen zu weit führen würde, nachhaltig gestört. Hinzu kommen soziale und finanzielle Unsicherheit und auch das blanke Elend unter Teilen der Studentenschaft. Dies

ist der fruchtbare Boden, auf den die national-konservativen Ideen eines Kapp und von Lüttwitz² fallen.

Putschisten in der Uni

Als im März 1920 tatsächlich eine Sturmböe von rechts Deutschland erschüttert und der Kapp-Putsch der Regierung das Fürchten lehrt, sind wieder viele Studenten dabei, nur diesmal nicht auf Seiten der Regierung. Am 13. März besetzen die Putschisten das Uni-gebäude Unter den Linden. Sie erfahren Unterstützung nicht nur von Rektor Meyer, von dem nichts anderes zu erwarten war, sondern auch von der Mehrheit des AstA. Der Rektor stellt den Putschisten sogar Räume im Hauptgebäude zur Verfügung, die als Werbebüros für studentische Rekruten genutzt werden. Die Uni wird geschlossen, nur die Leute Kapps haben noch Zutritt. In einem zeitgenössischen Zeitungsbericht werden die Vorgänge an der Uni wie folgt beschrieben: *"Der Rektor Eduard Meyer hat einem Werbeoffizier der Kapp-Regierung Zimmer in der Universität eingeräumt, er hat Befehle des 'neuen Reichskanzlers' weitergegeben... Am Montag, dem 15. (März - d. A.), wurde auf der Universität die Schwarz-weiß-rote Fahne gehißt; auch soll aus dem Hauptgebäude mit Maschinengewehren geschossen worden sein. Ein großer Teil der Studentenschaft, unter ihnen Mitglieder der 'verfassungsmäßigen Studentenvertretung', hat sich für die Kapp-Lüttwitze betätigt."*

Ende März ist der Spuk vorbei, die meisten Deutschen wollten Kapp nicht und haben ihn binnen weniger Tage und übrigens ohne die tatkräftige Unterstützung der Regierung zu Fall gebracht. Auch an der Berliner Universität kehrt wieder Ruhe ein. Rektor Meyer öffnet die Uni, schreibt einen Bericht an das zuständige Ministerium - und bleibt im Amt. Friede, Freude, Eierkuchen - und doch, die Saat, die Kapp legte, beginnt bald zu keimen, vorläufig noch gnädig verdeckt durch die folgende, vorübergehende Konsolidierung der nun "Weimarer" genannten Republik mit dem Rechten Hinfuß als Geburtsfehler. Aber darüber wird ein andermal erzählt.

ojo

¹ benannt nach "Spartakusbund", linksradikaler Flügel der USPD, Führer K. Liebknecht und R. Luxemburg, spätere Keimzelle der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD)

² Kapp und Gen. von Lüttwitz, Anführer des sog. Kapp-Putsches

Korrespondenzen

14 Künstler aus Chicago und Berlin

Deutsche und Amerikanische Künstler treten in einen Austausch, konfrontieren ihre Arbeiten miteinander, lassen sie "korrespondieren". So auch lautete der Titel einer Ausstellung der "Berlinischen Galerie" im Martin-Gropius-Bau vom 18. November 1994-22. Januar 1995: Korrespondenzen - 14 Künstler aus Chicago und Berlin. Die dort ausgestellte Kunst mit einer Reihe von außerordentlich wertvollen Aussagen war jedoch ohne Hintergrundwissen und vielleicht auch etwas Kunstverständnis oder nennen wir es einfach "Kunsterfahrung" oft schwer zu verstehen. Die teilweise noch "unfertigen", unangepassten, noch nicht etablierten Künstler bewiesen mit ihren Arbeiten mal wieder die Neigung moderner Künstler, ihre "Botschaften" nicht offen und klar ersichtlich darzustellen, sondern versteckt hinter kompliziert wirkenden Installationen und Bildern. Hatte man die Interpretationen der Künstler schließlich entschlüsselt, nahm man die dargestellte "erkannte" Problematik des jeweiligen Kunstwerkes fast dankbar auf, um sich gedanklich mit ihnen auseinanderzusetzen, diese zu reflektieren.

Die Medien der Künstler waren sehr unterschiedlich. Allen gemeinsam war jedoch die Auseinandersetzung mit Erscheinungsformen von Realität, nicht unbedingt in der Abbildung dieser, sondern im "künstlerisch-denkerischen" Prozeß der Beschäftigung mit ihr. Die einzelnen Kunstwerke verbanden sich zu einem "Bild unserer Zeit"; im Mittelpunkt den seinen Standpunkt in der Welt reflektierenden Menschen.

Der aus Deutschland stammende Künstler Klaus Hoefs zum Beispiel sah die (oder seine) Realität in Verbindung mit einer "träumerischen", unwirklich erscheinenden Wirklichkeit. Diese "verpackte" er in einer schattenhaften aus Natursegmenten bestehenden Welt auf großen, ganz in grün gehaltenen Gemälden, die dem Betrachter eine Wanderung durch seine, Klaus Hoefs, Naturerlebnisse und das Versinken in diesen ermöglichten.

Eher mit einer gesellschaftlich-politischen Realität beschäftigte sich dagegen der Amerikaner Inigo Mangano-

Ovalle: Namen wie San Diego, Miami, Los Angeles, Guatanomo, Hong Kong, u.a., Orte, die an Aus- und Einreise erinnern, an eine weiße Wand geschrieben und durch Stahldrähte mit einem in der Mitte des Raumes etwas über dem Boden befestigten Schlauchboot verbunden. Anstelle des Außenmotors besaß das Boot einen Monitor, auf dem der Hinterkopf eines Menschen abgebildet war, als sitze dieser in dem Boot. Versuchte der Künstler sich hier mit seiner persönlichen Erfahrung eines lateinamerikanischen Einwanderers in die USA, mit seiner eigenen Vergangenheit und der vieler anderer auseinanderzusetzen?

Auch der aus Chicago stammende Künstler Charles Wilson beschäftigte sich ausgiebig mit der Vergangenheit: die Vergangenheit der Deutschen. Seine gleich zu Beginn der Ausstellung aufgestellte Installation (eine Schießbude) schien den Besucher auf die potentielle Beteiligung jedes einzelnen an einem Ereignis aufmerksam machen zu wollen, indem der Betrachter Wilsons Arbeit sich geradezu aufgefordert fühlt, das Gewehr am Schießstand zu ergreifen und auf die in einiger Entfernung vorüberziehenden Silhouetten (auch die eines Boxers war zu erkennen) zu schießen: Die Installation Joe Louis v. Max Schmeling, Yankee Stadium, New York, 22. Juni 1938 (so der Titel) sollte, wie aus dem die Arbeit kommentierenden Text hervorgeht, an den Boxkampf zweier "Representanten eines fremdenfeindlichen Nationalismus" erinnern und die Gefahr der Massenmanipulation durch Medien und Politik deutlich machen.

Viel Zeit war nötig, um die erlebnisreiche "Reise" durch die sieben auf verschiedenartige Weise gestalteten Ausstellungsräume "erfolgreich" zu beenden, doch "sprach" die Ausstellung eine Vielzahl von verschiedenen Problematiken an und versuchte Einblicke zu geben in die Kunst des 20. Jahrhunderts. Eine im großen und ganzen sehr gelungene Ausstellung!

Auftrag: Kunst

Eine historische Ausstellung

Das Foyer des Deutschen Historischen Museums füllt sich. Man müßte die Namen zu all den offensichtlich wichtigen Gesichtern kennen, dann könnte man selbstbewußt mittuscheln. In einer Stimmung zwischen Vernissage und kulturellem Ereignis erwartet die gemischte Gesellschaft von heute und gestern die

ausgestellten Werke der DDR-Auftragskultur. Viele Kameras sind auf ein unscheinbares Rednerpult gerichtet, an welchem Lothar de Maiziere, End-DDR-Ministerpräsident a.D., und Herbert Schirmer, End-DDR-Kulturminister a.D., die historische Kunstschau eröffnen wollen. Lothar de Maiziere tritt nach dem Museumsdirektor ans Rednerpult. Im selben Moment schießt aus der Gästemenge ein Pärchen auf die Freitreppe hinter dem Redner. Kämpferisch entrollen sie ein handgemaltes Laken-Transparent: "IM 'Czerny' grüßt IM 'Guttuso' und IM 'Hausmann' und alle tapferen Tschekisten." Sogleich stürzen der Museumsdirektor und seine Aufsichtskraft auf die Revoluzzer. Kleines Handgemenge, kurze Aufmerksamkeit bei der geladenen Gesellschaft, das Objekt des Anstoßes nimmt leichten Schaden. Der Museumsdirektor spürt die Peinlichkeit seiner Situation. Taktikwechsel.

Er schiebt den Ministerpräsidenten a.D. beiseite und benutzt das Mikrophon: "Dieses Museum soll ein Haus des Friedens sein. Wir wollen jeden gewähren lassen. Also lassen sie Herrn de Maiziere bitte sprechen!" Der Revoluzzer im Trench: "Reden kann er ja!" Daraufhin

ist die Lage geklärt. Das Transparent prangt, de Maiziere spricht und die Menge murmelt wieder desinteressiert. Herbert Schirmer reagiert auf das Geschehen schlagfertig mit seiner Anfrage: "Sollte jemand ein Transparent 'Mitläufer' dabei haben, möge er es bitte jetzt hinter mir entrollen!" Keiner hat.

lich Namen und Schöpfer. Dem Betrachter, der in der DDR Schulen, Polikliniken oder Betriebskantinen besuchte, wird bewußt, daß man die sozialistischen Ikonen, zu denen keiner betete, nur als Standard-Dekoration wahrnahm oder wie heutzutage die meisten Werbeplakate ignorierte. Vor allem die aus der

Frühzeit der DDR überkommenen Werke gehören in diese Kategorie. In späteren Jahren finden sich hauptsächlich monumentale Schinken, deren Auftraggeber besonders zufrieden waren, wenn sie die (oft nur plumpe) Symbolik erfaßten. Zum Beispiel hing im FDJ-Zentralrat ein 8m langes schreiend buntes Wandbild "Die Erben des Roten Oktober", das Fahnenträger, junge, berufstätige Frau, Juri Gagarin, den kleinen Trompeter und auf dem Kornfeld hopsende Kinder glücklich vereint - und jeder versteht Kunst. So findet der voreingenommene Betrachter auch seine Klischees bestätigt, wenn vom Bronzeverformer, der 1951 für den VEB Werkzeugfabrik Königssee ein Lenindenkmal schuf, im Katalog zur Ausstellung auch ein Werk von 1938 abgebildet ist: Adolf Hitlers Kopf - ohne Stilbruch.

Aber so einfach machen es die Ausstellung und die DDR-Künstler dem abgeklärten Nachwende-Besucher denn

doch nicht. Überrascht wird man an provokante und beeindruckende Bilder erinnert, die in der DDR heftige Diskussionen auslösten. Kalte Gesichter, fette Gelage, belustigende Karikaturen machen selbst das offiziell abgeforderte Abbild vom DDR-Menschen schriller,



Johannes Friedrich Rögge: Lenindenkmal 1951
Ohne Stilbruch

Aber trotzdem ist der Ausstellungsstart eine gelungene Performance. Die vorgeführten 40 Jahre sozialistische Real-kunst begannen mit einer Reminiszenz an die letzten Tage ihrer Ära.

Eine Etage höher dann die Bilder. Altbekannte Massenware bekommt plötz-

differenzierter, lebendiger als in den Lehrbuchvorstellungen jeglicher Dogmatik.

Die schmalen Gänge und flachen Räume der Schau verhindern eigentlich, daß auch die flächengrößten Werke pathetische Wirkungen erzeugen. Aber vor manchem Bild bleibt man dennoch ergriffen stehen und muß sich der Ausstrahlung eines Mattheuer "Guten Tag" einfach ergeben oder verliert sich in der

Vielheit des eigentlich unwirklichen Monumentalgemäldes "Frühbürgerliche Revolution in Deutschland" von Werner Tübke.

Als Sammlung ungewöhnlicher historischer Quellen ist die Ausstellung gemeint. Einer künstlerischen Bewertung verweigern sich die Ausstellungsgestalter bewußt, die Chronologie ist unverfängliches Ordnungsprinzip. Briefdokumente und rückblickende Inter-

views mit den Künstler per Video vervollständigen die historische Dokumentation.

Ob als Zeitzeugnis, Kunstaussstellung oder Erinnerungsstütze - eine spannende Ausstellung.

jk

Auftrag: Kunst 1949-1990. Bildende Künstler in der DDR zwischen Ästhetik und Politik noch bis zum 14. April 1995 im Deutschen Historischen Museum im Zeughaus. Eintritt frei.

Ist im Museum ein Toaster noch ein Toaster?

„ohne Titel. Sichern unter...“ - Eine erste Ausstellung des Werkbund-Archivs offeriert dem Besucher ein Stilleben von Alltagsgegenständen der letzten achtzig Jahre.

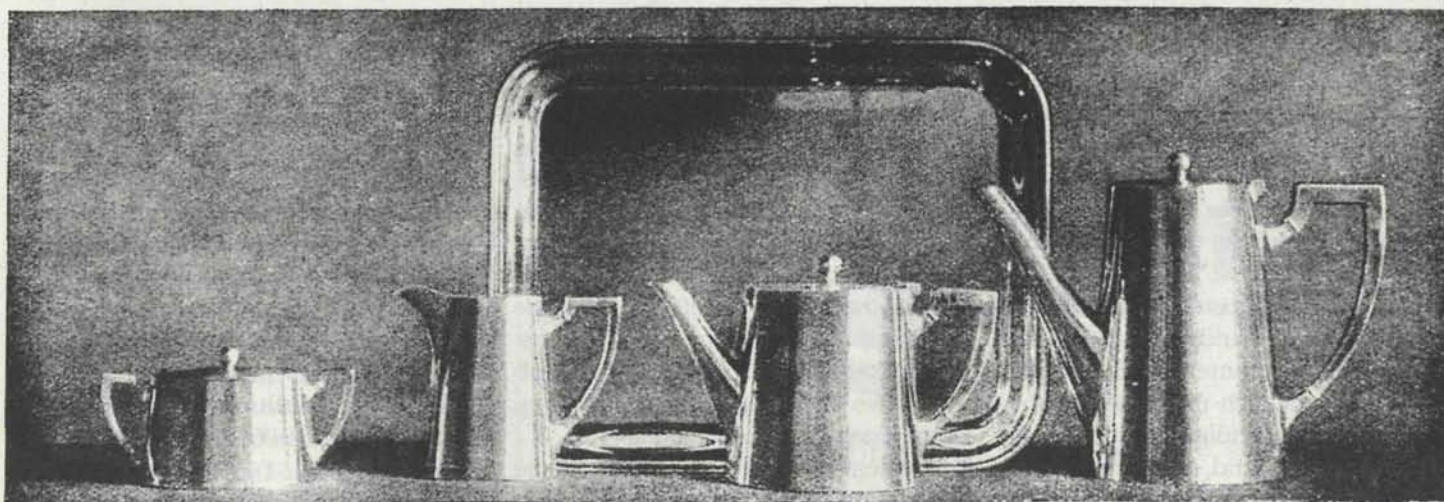
Noch zu DDR-Zeiten wußte meine Schwester, Architekturstudentin mit Hang zum Ruinösen, manch wundervolles von den Schutthalden der real existierenden DDR-Wirtschaft mit nach Hause zu bringen. Neben einem alten, natürlich nicht funktionsfähigen Telefon, einer archaisch anmutenden Kaffeekanne und diversen Motorradteilen brachte sie eines Tages einen Staubsauger in unser Heim, welcher den frühen sechziger Jahren zu entstammen schien und seine Staubsaugerbeutel noch nach vorne auslud. Das wichtigste Detail an dem Gerät war aber der Umstand, daß es noch zu funktionieren schien. Einmal in Gang gesetzt, geschah wunder-

liches: Da sein Lärmpegel weit über dem eines Preßlufthammers lag, konnten wir unsere klingelnden Nachbarn, die sich beschwerten wollten, nicht hören. Sehen konnten wir sie allerdings auch nicht, denn der Staubsauger blies den inwendig jahrzehntelang gesammelten Staub in schönem starkem Strahl hinten wieder heraus, nach wenigen Minuten war unser Zimmer von einem feinen Staubnebel umgeben, durch welchen wir unsere Mutter herantreten sahen, einen fürchterlichen Fluch auf den Lippen und die Bedingung, in den nächsten zwei Minuten alles tipp topp in Ordnung zu bringen.

Der Staubsauger existiert heute noch

in der Wohnung meiner Schwester, sein Gebrauchswert hat er allerdings gegen einen musealen Schauwert eingetauscht - welcher Bewohner der neunziger Jahre besitzt schon solche Zeichen vergangener Kulturen?

Nach gleicher Devise verfahren auch die Mitarbeiter des Werkbund-Archivs. Angetreten zur Dokumentation des Deutschen Werkbundes, eines Bruders des Bauhauses, hat sich das Werkbund-Archiv heute zur Aufgabe gestellt, Entwicklungen und Brüche in der Alltagskultur des 20. Jahrhunderts sichtbar zu machen. Dazu muß man sammeln, sammeln und nochmals sammeln. Inzwischen sind es über 40.000 Objekte und



M 164
Zuckerdose

M 165
Milchkanne

M 166
Platte

M 167
Teekanne

M 168
Raffeeckanne



Dokumente, die in einer großen Lagerhalle dahindämmern und darauf warten, der Öffentlichkeit noch einmal gezeigt zu werden. Und zwar nicht als das, was sie mal waren, nämlich Alltagsgegenstände der profansten Art, sondern als Zeitzeugen der Gesellschaft. Einer kleinen Anzahl aus der riesigen Sammlung ist es nun vergönnt, für knapp fünf Monate drei kleine Räume im 2. Obergeschoß des Martin-Gropius-Baus zu bevölkern und dem interessierten Betrachter Zeugnis zu geben davon, wie er vor fünf, zehn und mehr Jahren lebte.

Dargeboten wird die Sammlung als ein Stilleben, welches nicht nur die gesamten Dinge selbst enthält, sondern über ihre bloße Existenz im musealen Raum auf ihre Veränderung hinweisen soll - der altbekannte Braun-Taschenrechner ist plötzlich nicht mehr Zubehör eines jeden Schülers, sondern auch Museumsgegenstand, Dokument einer technisierten Gesellschaft. Es soll aber nicht bloß die eine Seite des Museumsstücks gezeigt werden - beispielsweise

die Designgeschichte, die mit Sicherheit in jedem Plattenspieler steckt, sondern auch die Alltagsfülle, die diese Gegenstände nun einmal umfaßt: „Wir versuchen, den gezeigten Objekten ihr viel-dimensionales Geheimnis in der Konstellation von Raumbildern zu entlocken. Dabei geht es nicht um die naturalistische Rekonstruktion des Geflechts von Bedeutungen und Assoziationen, die jeden Gegenstand im Alltagskonzept umgibt, sondern um die Konstruktion einer neuen, künstlichen Umgebung, in der etwas von der Geschichte, dem Geheimnis des präsentierten Gegenstandes aufscheint.“ So Renate Flagmeier, Projektleiterin des Werkbund-Archivs, über die Ziele dieser ersten Ausstellung.

Ausgestellt im Komplex „Apparatwesen“ wurden hauptsächlich technische Haushaltsgeräte seit den zwanziger Jahren, zusammengefaßt in Küchengeräten (mit einem wunderschönen Vierfach-Doppel-Toaster), Schallplattenspielern und

Radios, Fernseher und Computer und Taschenrechner. Dazu gehören Lampen, Kitsch und wunderschöne Föns, von denen sicher jeder morbide Student mindestens eins besitzen möchte.

Star der Ausstellung ist zweifellos eine Waschmaschine aus den zwanziger Jahren, die anmutet wie E.T.'s Landekapsel, nur viel schöner.

Das wichtigste an all den Geräten ist aber die Tatsache, daß sie alle funktionstüchtig sind und der Besucher mit Muße kann sich staunend in die Ecke setzen und den Geräuschen lauschen, die die bedienten Geräte dem Bedienenden boten. Da ist beispielsweise ein Copmuter aus den sechziger Jahren, groß wie ein Kleiderschrank und seine Geräusche klingen ungefähr so wie eine abgedeckte Sirene, und wenn er ausgeschaltet wird, hört es sich an, als ob irgendwo in der Ferne ein Flugzeug seine Triebwerke abschaltet.

In einem zweiten Raum wird auf die „Geometrisierung der Form“ aufmerksam gemacht. Es geht um den Abstraktionsprozeß, den die Dinge im zu-

nehmenden Maße verfallen, um die Vereinheitlichung und Normung vieler Alltagsgegenstände: Aus vielen Geldstücken wurde eine Kreditkarte, aus unterschiedlichen Flaschen wurde ein festes System von Pfandflaschen, die Individualität der Bouillon wurde ersetzt durch den Brühwürfel.

Schließlich und endlich machen die Werkbund-Archivare mit einer Fotosammlung auf das Prinzip der Serialität aufmerksam, gemeint ist die ewig gleiche Barbie, die nur in der Farbe sich unterscheidenden Fruchtgummis und die globale Coca-Cola.

Am Ende wird das Museum zum Apparat umfunktioniert, in Zusammenarbeit mit dem Medieninstitut Berlin hat das Werkbund-Archiv eine CD-ROM entwickelt, auf der der Besucher sein eigenes Museum aufbauen kann.

Abgesehen von diesen hehren, kulturwissenschaftlichen Absichten steckt in dieser Ausstellung auch eine große Freude, daß gerade Vergangene noch einmal zu betrachten. Wer möchte nicht noch einmal die Fernsehgeräte sehen, mit denen Mama und Papa zur ersten Pantoffelkinogeneration wurden, wessen Herz schlägt nicht höher beim maßgeblichen und immer gleich bleibenden Braun-Zweifach-Mixer für die Küche?

Und der, der gerne auf Flohmärkten stöbert, wird auch hier in Sammlerglück schwelgen - so viele alte Schallplattenspieler gibt es in Berlin an einem Ort nicht noch einmal. In diesem Sinne ist die erste Ausstellung des Werkbund-Archivs keine hochtrabende Werkschau mit pädagogischen Absichten, hier kann man staunen und angesichts der Bunttheit und Eigenart der Sammlung in Entzücken geraten. Wie jener Vater mit seinem etwa sieben jährigen Sohne, die vor der Schallplattenspielerstraße ihre „Ämter“ vertauscht hatten: während der Sohn sich langweilig durch die Räume quälte, war der Vater nicht wegzubringen von einer einzigartigen Gesamtkonstruktion mit Fernseher, Radio und Schallplattenspieler - die zu allem (Un)Glück auch noch funktionierten.

jot

(ohne Titel. Sichern unter... - Unbeständige Ausstellung des Werkbund-Archivs, bis 04.06.1995, Martin-Gropius-Bau, 2.OG. Der Katalog zur Ausstellung ist ab März erhältlich)

Kreuzberg küßt New York

Eine Angenehme Antrittsvorlesung

Juristen sind trocken, sachlich, konservativ und dröge. Hans Peter Schwintowski ist Professor für Bürgerliches und einige andere Rechte. Er ist also Jurist... Demnach ist Hans Peter Schwintowski Jurist...

Am 26. Januar hielt er seine Antrittsvorlesung an der Humboldt-Universität über „Verteilungsdefizite durch Recht auf globalisierten Märkten“. Dies nahm er zum Anlaß, zur Vernissage seiner Ausstellung einzuladen. Am Ende der Vorlesung verriet er auch die Adresse. Denn er malt Bilder; die Werke, die in den letzten eineinhalb Jahren in Berlin entstanden, waren zu bewundern.

Der Erste Eindruck ist bunt - gelb, rot, blau und chaotisch. Satte Farben mischen sich mit Sand „möglichst von interessanten Orten...“, mit angekorkelten Photos (bevorzugt: Richard Ziegler) leeren Farbtuben, Stoffetzen, Überresten von Zigarettenschachteln (Gauloises blondes, légères), „alle Materialien, die in der Natur vorkommen, möglichst von interessanten Plätzen dieser Welt“ - recht wild auf der Leinwand verteilt.

Aber nicht sinnlos. Die Bilder haben Namen: Kreuzberg küßt New York, Tango im Mähdrescher, Henry's Orgasmus, Milk of a bloodless wound, Berlin '95, Tacheles... Auf „Stille Tage in Clichy“ tropft es mäßig bunt von oben nach unten, man denkt an das „grüß“, das Henry Miller beschrieb. „Wer hat Angst vor Virginia Woolf“ dreht sich um einen Akt von Modigliani, eine etwas angesengte Postkarte, die gar nicht furchteinflößend ist, wie der „Begleittext“ vermerkt. Was einen so sachlichen Namen haben mag, ist ohne wissenschaftliches Interesse aber mit Vergnügen lesbar; ohnehin teilen die Bilder selbst einiges auch handschriftlich mit. Beispiel: Eine fotografierte Schöne räkelt sich leicht (un)bekleidet und sinniert, augenaufschlagend: „Irgendjemand sollte mir doch noch das Abstraktionsprinzip erklären...“ Was immer das Abstraktionsprinzip ist (es ist etwas fürchterlich zivil-juristisches), sie will es wissen. Beredte Bilder also; was sie bedeuten, ist nicht immer gar so schwer zu erraten. Little Love Machine beispielsweise ist dreieckig, wenn auch nicht gleichschenkelig, und mit den Überre-

sten einer Champagnerflasche (Pomery) garniert. Es enthält die Abkürzung LLM, aber das gehört nicht hierher. Three Ways unplugged ist gelb, rot, schwarz, eigentlich dunkelblau. Und wenn auch die Verbindung zwischen den Farbstreifen noch fehlt, äußerte der Maler die Hoffnung, daß die Farben, drei Wege, wieder zueinander finden werden. Letztendlich harmonisieren sie doch. „Malt er eigentlich gegenständ-

lich?“, möchte man fragen. Aber über die kunsttheoretische Einordnung mögen sich andere streiten. Künstler können sein: Laut, bunt, und extrovertiert. Herr Professor Schwintowski ist ein Künstler... jedenfalls macht es Spaß, sich seine Bilder anzusehen. Die Ausstellung ist noch bis 13.2. im Café Mora, Großbeerenstraße 57 in Kreuzberg zu sehen.

-k-

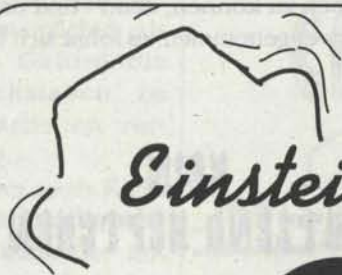
Stabat mater dolorosa

Ein schmerzreiches Konzert

Am 19. Januar 1995 fand, wie schon drei mal zuvor im Schauspielhaus Berlin ein mdr-Konzert statt. Dank der Pressekarte für UnAufgefordert bestand die Möglichkeit sich dies Konzert anzuhören und oben drein gab es auch das Programmheft umsonst.

Entgegen den vorhergehenden Konzerten, waren diesmal doch ein wesentlich höherer Anteil an jüngeren Konzertbesuchern im großen Saal des Schauspielhauses zu sehen; der direkte Verkauf von Karten zu studentenfreundlichen Preisen hatte somit seine Wirkung nicht verfehlt. Aus dem Programm und der Ankündigung konnte man entnehmen, daß sich die beiden Stücke dieses Abends mit der Mariensequenz „Stabat mater dolorosa“ beschäftigen.

Der wissensdurstige Konzertbesucher konnte aus dem Programmheft die Information entnehmen, daß diese Mariensequenz Bestandteil der Liturgie zum Fest der Sieben Schmerzen Mariä (Septem Dolorum Beatae Mariae Virginis), welches am 15. September begangen wird, ist. Sie ist hauptsächlich in Gebet- und Stundenbüchern überliefert. Seit 1521 ist die „Stabat mater dolorosa“ in das Missale Romanum aufgenommen und wurde 1727 als fünfte Sequenz in die offizielle römische Meßliturgie eingeführt. Weiterhin erfuhr man, daß der Autor der „Stabat mater dolorosa“ umstritten ist. Zum einen wird behauptet sie stammt aus der Feder des Franziskanermonches Jacopo de Beneditis (Jacopo da Todi), zum anderen



Einsteiger gesucht!

City Taxi

- Taxi-Schein-Ausbildung
- langjährige Ausbildungserfahrung

- immer auf dem neuesten Stand

Alt-Moabit 83

☎ 3 92 80 57

10555 Berlin

wird der Kardinal Bonaventura als Autor angenommen.

Wäre man boshaft so könnte man auch sagen, daß der Konzertgenuss sich als so schmerzreich entpuppte, als ob man einer Katze auf den Schwanz getreten wäre. Doch ganz so schlimm war es dann nun auch wieder nicht. Der erste Beitrag von Krzysztof Perenderecki, Stabat mater für drei gemischte Chöre a cappella, war im ersten Moment doch ungewohnt, wenn man an alte Kirchenmusik gewöhnt war zu hören. Trotz aller Gewöhnungsbedürftigkeit hatte das Stück seine eigenen „interessanten“ Seiten. Vor allen Dingen wurde die Wirkung der dreistimmigen Chormusik sehr eindrucksvoll hervorgehoben; man bekam einen Eindruck von der Vielgestaltigkeit der menschlichen Stimme, die nicht nur auf eine Begleitung durch ein Musikinstrument angewiesen ist. Als zweites Stück wurde Stabat mater op. 58 für gemischten Chor, Orchester und vier Solo-Stimmen von Antonín Dvorák aufgeführt. Da zwischen den Stücken keine längere Pause war, war der Stilwechsel doch abrupt und man brauchte doch eine gewisse Zeit der Umgewöhnung. Dvorák's Stabat mater dolorosa kam einem dann von der Klangfarbe und der Intonation schon sehr viel bekannter vor. Das Orchester und der Chor harmonisierten auch sehr schön miteinander, doch wurde diese „einullende“ Harmonie jäh von den einsetzenden Solostimmen gestört. Hörte man zuvor noch Chor und Orchester gleichermaßen gut, so war von nun an lediglich die Sopranstimme der Sopranistin zu hören, die alle anderen Stimmen, sei es von Chor oder Orchester unter ihrer schrillen Stimme begrub. Auch von den anderen Solostimmen war, sofern sie nicht als alleinige Solostimme in Erscheinung traten, nicht viel zu hören. Angesichts der Vielfalt, die sich in diesem Musikstück verbirgt war es schade, daß diese Vielfalt durch eine so extrem dominierende Sopran-Solostimme unterdrückt wurde. Am Ende verblieb ein etwas quälender Eindruck bei mir zurück, doch muß gesagt werden, daß eine solche Konzertkritik immer aufgrund von subjektiven Empfindungen geschrieben wird und ein jeder sollte sich seine eigene Meinung bilden, sofern er/sie in dem entsprechenden Konzert gewesen war.

franziska

P.S. Für die mdr Konzerten gibt es grundsätzlich Studentenermäßigung, die einen Konzertbesuch doch in den Bereich des Möglichen erscheinen lassen; selbst wenn man gerade mal wieder knapp bei Kasse sein sollte und dies ist ja bei Studenten meistens der Fall.



Buchtip

HELDEN IN SCHWERER ZEIT

Der Herr der Ringe wird zum Herrn der Schwerter

„Science Fiction befaßt sich mit nicht nachprüfbaren Möglichkeiten, Fantasy mit plausiblen Unmöglichkeiten.“

Miriam Allen de Ford

Wer J.R.R. Tolkiens „Herr der Ringe“ als seinen persönlichen Kult betrachtet, wird an dem „Zyklus von Osten Ard“ von Tad Williams langfristig wohl nicht vorbeikommen. Sechs Jahre lagen zwischen dem Erscheinen des ersten Bandes „Der Drachenbeinethron“ und dem vor kurzem herausgekommenen vierten und letzten Band

„Der Engelsturm“ - für den Verfasser dieses Artikels eine Tortur des Wartens auf die Fortsetzung. Nun endlich liegen alle vier Bände vor, auch wenn der Preis Wahnsinn ist und nur zu hoffen bleibt, sie bald als Taschenbücher erwerben zu können, denn - und das sei vorweggenommen: es lohnt sich bestimmt!

KEIN DUTZEND-HEFTCHEN

Die Story an sich ist simpel gestrickt: Küchenjunge am Hof des Königs eines sagenhaften Reiches wird zum Helden in schwerer Zeit. Das Böse mit unfasslicher Macht ausgestattet holt aus zum letzten Schlag gegen das Gute. Der Held wird zunächst mehr in den Kampf gegen das Böse gezogen, als daß er zieht. Er findet eine illustre Schar von originellen Freunden, verliert sie durch wilde Abenteuer, nur um mit ihnen dann

erneut und auf dramatische Weise wiedervereint zu werden.

Die Zahl der Feinde ringsum ist groß,



grausam

reißen sie immer wieder Lücken in die tapfere Schar. Die oberste und dunkelste Macht, verschleißt in einem unheilbringenden Bündnis mit ihren menschlichen und nichtmenschlichen Helfershelfern ist so alt, daß es einen graust. Bis zum Schluß bleiben die wahren Absichten des Bösen verschleiert - nur eines ist offensichtlich, es geht um den Untergang der bisherigen Welt.

Viele Kämpfe müssen ausgefochten werden, bis endlich - das ist wohl auch keine Überraschung - das Gute siegen kann. Aber nach diesem Muster funktioniert jede Fantasy. Was jedoch die gute Seite dieses Genres von der Dutzendware à la Billig-Heftchen aus dem

Bastei & Co.-Verlagen unterscheidet, ist die Fülle an Originalität und literarischer Qualität. Diese vier Bücher, das sind summa summarum fast 4000 Seiten prall gefüllte Fantasy von ihrer besten Seite.

Daß das so ist, liegt vor allem auch daran, daß Tad Williams bei Tolkien sehr genau gelesen und sich da auch Anregungen geholt hat und zum zweiten, daß er dieselbe Quelle angezapft hat: das schier unerschöpfliche Reservoir des keltischen Sagenkreises. Auch bei Williams gibt es das geheimnisvolle schöne und unsterbliche Volk, hier nicht Elben sondern Sithi genannt. Ihr Zeitalter ist zu Ende, das der Menschen beginnt.

GEHEIMNIS DER SCHWERTER

Was dem Tolkien seine Ringe, sind dem Williams seine Schwerter. Denkt man jedenfalls. Die Überraschung ist umso größer, wird aber nicht verraten. "Minneyar, Leid und Dorn" - das sind die Namen der Klingen mit ungeheurer Macht, von einem geheimnisumwitterten Volkszweig der Sithi, oder wie sie sich selbst nennen: "Kinder der Morgendämmerung uralter Zeit" geschaffen.

Die Welt, die der Autor erschafft und die nach seinen eigenen Aussagen in diesem am Anfang nicht so geplanten "Aufgeschwollenen Epos" ihren Niederschlag findet, wimmelt von sagenhaften Gestalten der Finsternis und des Lichtes, von Magie und Zauber.

Und er geht dabei weit über bloßes Plagiat hinaus. Er entwickelt Neues und beschreibt Dinge, die die urbritische Distinguität des echten Oxfordian Tolkien nicht einmal zur Kenntnis nimmt. Frodo ist asexuell - Simon ist es nicht. Irgendwann schläft er mit der Frau seiner Träume und hat sogar Spaß dran. Und das unter den Augen der "Mutter Kirche", die bei Williams auch mitspielen darf als macht- und hilflose moralische Instanz, wo sogar die obersten Priester sich lieber im alten Zauber üben, als der Welt den wahren Glauben beizubringen. Glücklicherweise, ist man versucht zu sagen.

Wenn Schlachten geschlagen werden müssen ist Heldentum angesagt, aber das Sterben wird bei Williams dadurch nicht schöner.

Wenn Tolkien sich an heldenhaft vergossenen Blut regelrecht berauscht, stellt Williams schon mal die Frage nach dem Sinn - ohne deshalb nicht gleich weniger Blut zu vergießen.

Und noch etwas macht dieses Werk so einzigartig. Die Grenzen zwischen Gut und Böse verlaufen fließend. Das Schwarz-weiß des Guten und Bösen hat eine gehörig große Grauzone dazwischen, und auch die Seiten zu wechseln ist manchmal möglich. Selbst das Böse hat das Recht auf eine nachvollziehbare Vergangenheit, die es zu dem machte, was es ist - fast so, daß der Leser Verständnis hat für sein Handeln.

BÜNDEL DER FÄDEN

Tad Williams beherrscht die Magie der Sprache perfekt, er verzaubert den Leser durch eine Meisterschaft der Begriffe, die trunken macht. Die Art, wie er erzählt, erinnert an die Sprache uralter Zeit, als Druiden und Sänger an Lagerfeuern mit Sagen und Märchen die Zuhörer in ihren Bann schlugen.

Wie es Williams schafft, die Spannung nach einem gemächlichen Beginn über die 4000 Seiten ohne Abbruch aufrechtzuerhalten, bleibt sein Geheimnis. Selbst das Ende, in seinen überraschenden Wendungen und auch in seiner Einfachheit verblüffend, ist erst buchstäblich auf den letzten Seiten des letzten Bandes zu erraten. Es gibt immer wieder Momente unerträglicher Spannung, so daß man schneller lesen möchte, als das Gehirn die Buchstaben zu verarbeiten vermag.

Aber auch Kritik muß erlaubt sein. So kann der Roman nicht seine Herkunftszeit verleugnen: das Zeitalter des Fernsehens mit seiner Dominanz der Soap-Opera, wo immer zum Höhepunkt abgeblendet wird. Williams verfährt in einer

ähnlichen Technik. Er wechselt zwischen seinen verschiedenen Erzählebenen immer dann, wenn es besonders spannend wird, um mehr oder weniger viele Seiten später wieder den abgelegten Faden aufzunehmen. So kann es schon mal vorkommen, daß der Leser ein ganzes Bündel zeitweise zurückgelegter Fäden in Händen hält.

Und doch ist man nach Lektüre der Bücher um einiges reicher, und wenn es nur die vielen kleinen Weisheiten sind, die im Buch wie Edelsteine verteilt sind. Vieles wird einem im Gedächtnis bleiben, vieles auch wieder verlorengehen - und das ist gut so, kann man es doch dann wieder lesen, mit neuem Gewinn. Und so sind wir wieder bei Tolkien! Soll es doch Leute geben, die ihn drei, vier und noch mehr Male gelesen haben, das könnte bei Tad Williams auch passieren.

ojoff

Notwendige Bemerkung: Diese Buchbesprechung ist hoffnungslos subjektiv und lobhudlerisch, weil mir das Werk echt gefallen hat. Geld vom Verlag gab's keins, und kaufen mußte ich mir die Bücher auch selbst.

Der komplette Zyklus:

"Der Drachenbein-Thron"

"Der Abschiedsstein"

"Die Nornenkönigin"

"Der Engelsturm"

erschienen im S.Fischer Verlag GmbH
1988-1994, je 49,80 DM (gebunden)

Anzeige

CAMP & TRAMP



Bekleidung
Reisezubehör



Camping

1261 Berlin - Friedenau . Schmiljanstraße 19/20
Telefon 851 5160
zwischen Kaisereiche und
U - Bahnhof Friedrich - Wilhelm Platz

Der Ausrüstungsladen für Expedition und Trekking

Theaterkritik

Dramatische Zukunft

Junge Autoren üben ihre Stücke lesen

Am Sonntag, dem 15. 1. 1995, traten 12 junge Theaterautoren den *Stückemarathon* an, der sozusagen den Endspurt der Berliner Sprechtheaterwerkstatt bildete, der für diese Bezeichnung aber doch angenehm gemächlich verlief, so daß, wer in der zweiten Pause nach Genuß der ersten Hälfte ging, noch nicht wegen Überforderung klagen mußte und sich, zur Bekämpfung der eigenen Angst, etwas zu verpassen, auf den allgemeinen Ratschlag zurückziehen konnte, daß man sowieso, wenn es am schönsten ist, gehen soll, noch dazu in Anbetracht der Unwahrscheinlichkeit, daß dieser Zeitpunkt noch auf sich warten ließe. Objektiv verpaßt habe ich einzig die Sichtung der für die mutmaßlich zukunftssträchtigen Stücke verantwortlichen Persönlichkeiten daselbst, soweit es also um die Einordnung der tieferen Bedeutung der Dramen in den Rahmen des Lebensrasters und der (Um-)Welt des Künstlers geht, muß ich mindestens bei der zweiten Hälfte passen. Die schriftliche Grobfassung der gelesenen Stückchen steht mir aber zur Verfügung, dem Literarischen Colloquium (Rechte für die Druckausgabe für diesen Abend) und der Bereitstellung von DM 10 aus dem Budget der UNAUFGEFORDERT sei Dank.

Ich werde mich nun einigen Gedanken widmen zur Beantwortung der bewegenden Frage: Hat das junge Theater eine Zukunft? Und wenn ja, wie wird das eine die andere (oder umgekehrt) gestalten?

Schon *Mesalliance* (frz., früher eine

nicht standesgemäße Ehe, heute für: unglückliche, unebenbürtige Verbindung) von Volker Lüdecke könnte einem alle Hoffnung nehmen...

Zwei Stadstreicher lagern an der Brücke zwischen Ufer, Matratzenfetzen, Pappkartons und Böschung. Düstere Erwartungen wechseln sich mit depressiven, immer wiederkehrenden Alltagswahrnehmungen ab.

Neben der Scheiße, den Zigarettenkippen, Tampons, Kondomen und abgenagten Knochen fällst du alte Socke gar nicht auf. ... Wenn alle sichtbar in ihrer Scheiße stehen, ist kein Unterschied. ... Die Farbe der neuen Mode: kackbraun. ... Alles kommt ans Tageslicht: zerstückelte Leichen, Milchzähne. Menschen bringen sich um, weil die Toilette verstopft ist. ... Morgen wirst du auf einer ganz neuen Zeitung liegen. (Kasperski (also irgendein Mensch dieses Namens) steigt auf das Brückengeländer.) *Der König persönlich will sich das Leben nehmen. ... Es ist eine große Ehre für uns, ihm dabei zuzuschauen.*

Kasperski steht auf dem Brückengeländer und schwankt im Wind. Eine Passantin stört ihn.

Aber wenn Sie sich wirklich umbringen wollen, warum tun sie es dann in der Öffentlichkeit? (!) ... Kasperski: Tagtäglich bringt sich irgendwer um.

Und wie um alle letztlich noch existierenden Sicherheiten, die bedeuten würden, daß er konsequent als einer von vielen Irgendwers der Sinnlosigkeit seines Lebens durch die Sinnlosigkeit seines Todes unauffällig ein passendes

Ende bereitet, ad absurdum zu führen, läßt er sich vorgeblich von Regina Leß (der Passantin) überreden, seine Lebensgeschichte an sie zu verkaufen, klettert vom Brückenbogen herunter und geht mit ihr, den Verkaufsvertragsordnungsgemäß abzuschließen.

Im Unterschied zu einer hier noch vorstellbaren Inszenierung steht *Parvus am Golf* von Igor Kroitisch (ein in der Theaterlandschaft angeblich halbwegs etablierter, aber ungespielter Autor). Eine Groteske (wozu uns Meyers Grosses Taschenlexikon erklärt, es sei ein Monströs-Grausiges, das zugleich lächerlich erscheint, ..., findet sich in Literatur und Kunst v.a. solcher Epochen, in denen das überkommene Bild einer heilen Welt angesichts der veränderten Wirklichkeit seine Verbindlichkeit verloren hat). Die Erfahrung sagt, daß große Worte bestens von trivialen Umständen begleitet werden und daß umgekehrt, wenn ein Stück für nicht inszenierbar gehalten wird, erwartet werden kann, daß der verbale Teil relativ leicht rezipierbar ist. Soweit mein Verständnis reicht (wofür die Erwartungen nicht allzu hoch angesetzt werden sollten), ist die Figur Parvus' eine recht eigentümliche, was sich darin zeigt und vielleicht auch begründet ist, daß er aus früherer Zeit stammt, seherische Fähigkeiten besitzt, fortschreitender Erblindung ausgesetzt ist und sich, zum Zwecke der Heilung durch zukünftige medizinische Möglichkeiten, einfrieren läßt. Auf mir unbekannte Weise und aus ebensolchen Gründen wird er in zeitli-

cher und lokaler Nähe zum Golfkrieg aufgetaut und das Stück dokumentiert nun seine vermutlich tiefsinnigen, aber ebenso unergründlichen Satzfolgen, deren Weisheit und Zusammenhang mir verborgen blieb. Dagegen scheint Sklarz, sein Kompagnon, noch einigermaßen den Durchblick zu haben: Parvus:

In welcher einer Zeit lebe ich? - Sklarz: Nun ja, diese Frage habe ich erwartet, vorbereitet mich, hölzern zwar, doch nicht mehr unbehauen, ich mein', belesen bin ich inzwischen schon. ... Die wirkliche Gegenwart, wie sie sich jetzt, im stillen und lauten, vollzieht, ist nicht mehr wie die unsrige. (Hört!) Geschlechtskrankheiten und Alkoholismus nahmen wie das Wirtschaften zu. ... Noch immer ist naturlos der Geist und geistlos die Natur. ... So wie Frauen den ungerührten paranoiden Mann anbeten, so sinken Völker vor neuen Macht-habern in die Knie.... Verdammt Fliegen! (Die benötigten Schwärme an diesen Insekten sind vermutlich eine der Schwierigkeiten, das Stück unspielbar zu machen, man denke an die Unmöglichkeit der Verlässlichkeit, Bezahlung, des Ersatzes u. ä.) Etwas muß geschehen! Bilden wir einen Klub oder eine Partei!

Sklarz steht im Leben, Parvus wird den Weg aus dem schwachsinnigen Alters-optimismus nicht mehr finden:

So führt die alte Logik die Tatsachen. Reich ist das Leben an Armut stets durch Wohlstand.

Schade, Genialität so mit dem Tauwasser wegfließen zu lassen.

Das Stück *Der flüchtige Blick* von Till von Heiseler hält voraussichtlich mehr als der Titel verspricht. Erstes Stichwort: Transorbitale Lobotomie, eine in den 40er Jahren in den USA umspröchene Form der Gehirnochirurgie, bei der am Augapfel vorbei ins Hirn gestochen wird, um alle möglichen und unmöglichen Krankheiten zu heilen, man denke dabei an Schizophrenie, Homosexualität, Hysterie, Gewalttätigkeit usw.. Nach Dr. Freeman wird diese Methode die Psychiatrie revolutionieren oder zumindest die Welt verändern. Aber darum geht es erstmal gar nicht, sondern um Frances, Insassin eines Irrenhauses, die wunderbar Schubert singt, zwei Soldaten, Peer und Henry, besagten Dr. Freeman, Chefarzt der Klinik, in die Frances zwangseingeliefert wurde, einen Wärter und ein unbekanntes, daher geheimnisvolles Wesen, ein(e)

alterslos wirkende(s) Mädchen/Frau. Peer und Henry besuchen mehr oder weniger regelmäßig die Anstalt, beschlafen irre Frauen; der Wärter bekommt Geld. Die Soldaten scheinen dieser Triebbefriedigung weder skrupellos noch ohne jede Moral zu frönen, sie sind bewußt bei der Sache und reden sogar darüber.

Henry: Sie ist wirklich verrückt. Verrückt. Wirklich. Was ich meine, ist: Ich

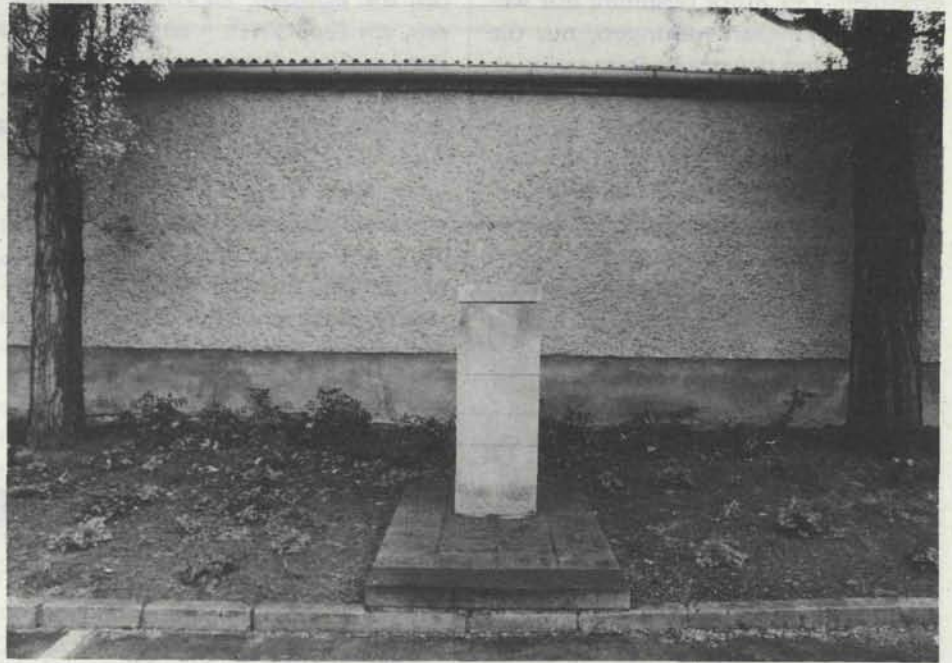
Gesten, die nicht die Ihren sind?

Peer: Ja. Und jetzt singen Sie mir etwas vor, verdammt noch mal. Lieben Sie Schubert?

In der vorletzten Szene des abgedruckten Ausschnitts läßt Henry Peer einen Frosch essen, weil der „sein Freund ist und zu ihm hält“. Sie endet so:

Henry: Wie war es mit deiner Bekloppten?

Peer: Ich war bei der mit den Katzen-



bin nicht grad eine Schönheit, meine ich. Nicht gerade, nicht? Sie hat meine Narbe... meine Narbe am Rücken entdeckt. Und hat sie gehalten mit beiden Händen. Ich sage zu ihr: die hat mir ein deutscher Junge verpaßt, sag ich zu ihr. Fünfzehn Jahre. Ich war zweiundzwanzig, als ich drüben war. Den Jungen haben wir an die Wand gestellt. Fünfzehn ist jung, um zu sterben. Findest du fünfzehn jung? Ich finde, fünfzehn ist jung. Um zu sterben, ist fünfzehn jung. Eine schöne Narbe, sagt sie. Er hat nicht gezuckt, sage ich, er war erst fünfzehn, als wir ihn an die Wand gestellt haben. Der Nazijunge.

Als Peer, der auch eine Frau zuhause hat, einmal bei Frances landet, liegt (s)eine Unsicherheit in der Luft und in seinen Worten und in Frances' wortkarger Ruhe. *Peer: Gesprächig sind Sie nicht gerade. Nicht wahr? Henry hat schlechte Träume, erschreit nachts. Die andern verspotten ihn. Wollen Sie einen Kaugummi? In ein paar Monaten sind wir Offiziere. Dann wohnen wir nicht mehr in der Kaserne, dann kann er nachts schreien, wie er will.*

Frances: Warum machen Sie diese

augen.

Ach.

Sie hat mir Schubert vorgesungen. Schubert?

Ja, sie hat mir Schubert vorgesungen.

Demnächst wird Frances für Henry Schubert singen. *Der flüchtige Blick* reizt die Hoffnung, auf der Bühne gesehen werden zu können, denn es kann zu einer fesselnden Fragestellung werden, wer oder was verrückt ist, wenn nichts mehr normal ist, wenn diese Einteilung ihren Sinn behalten soll, auch wenn eine Antwort unwahrscheinlich ist. Das Stück von von Heiseler hat das Zeug, zu sagen, was es sagen will, zu zeigen, was es zeigen will, ohne es offen auszusprechen oder in roten Lettern an die Wand zu malen.

Von vornherein ganz anders gelagert ist *Q & A - Questions and Answers* von Hans-Werner Kroesinger. Material für dieses Stück lieferten die Tonbänder der Gespräche des israelischen Vernehmungsbeamten Avner Less und dem SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann, die zwischen dem 29. Mai 1960 und dem 2. Februar 1961 geführt wurden. In dieser Zeit ist Less für Eichmann

der einzige Gesprächspartner. Nach der Information in der Theaterbroschüre bezieht sich der Titel - ein Terminus aus der Polizeisprache - auf die konkrete Situation der beiden Männer im Vernehmungszimmer, ihre Arten und Strategien zu fragen und zu antworten, die Funktion Eichmanns betreffend.

Die Kunst des Theaters ist es, aus dieser gewollt neutralen Atmosphäre und den festgelegten Sätzen ein Spiel zu erzeugen. Der Autor bestimmt nur wenige Handlungsanweisungen, nur die Beschreibung der ersten Szene gibt einige Vorstellungen vor:

Eichmann allein in abgetragener Anzug, weißes Hemd, kein Gürtel, keine Krawatte, Handschellen, überprüft seinen Anzug, hat Schwierigkeiten mit der schlecht sitzenden Hose, nimmt immer wieder korrekte Haltung an, probiert verschiedene Ansätze aus, es gelingt ihm nicht.

Dann steht der Text, die Fragen und die Antworten. Sie stehen für sich selbst und sind doch angewiesen auf die Formgebung durch Inszenierung und Regie, um in bestimmter Weise zu betonen, abzuschwächen, auch zu werten. Einzige und damit auffällige und damit voll wirksame Einschränkungen bilden Einschübe nach Art von Zusammenschnitten: *Chor der Tonbänder, ungehaltene Interviews: Da fing die Arbeit an, erfassen, zuordnen, eliminieren, ein Federstrich = eine Leiche, eine Zahl auf dem Papier umgesetzt in Körper, die Zahlen nahmen Gestalt an, differenziert in Kugeln, Gas und Tod durch Arbeit oder Transport, ...*

vor allen Dingen Überschaubarkeit, wissenschaftliche Korrektheit, das Experiment wurde frühzeitig beendet, unfreiwillig, doch zunächst die Euphorie des Aufbruchs, der Anfang aus dem Nichts, ein Unternehmen, dessen Di-

mension so unvorstellbar war wie ein Flug zum Mars.

Die Strategie ist die des „Hier hast du. Nu mach was draus.“ Erst für die, die es aufführen wollen, aber - das bleibt zu wünschen - dann auch für das Publikum.

Zurück zum Anfang, der Frage nach der Zukunft. Nun ja, sie hat bereits begonnen und beginnt immer wieder neu, deshalb kann ich sie gar nicht beantworten. Es kommt aber auch nicht auf die Antworten an, sondern auf die Fragen, und davon stellt jedes neue Stück einen Haufen. Es kommt darauf an, sie so zu stellen, daß sie interessant klingen, Antworten sich lohnen würden (mindestens für den Spaß), und wenigstens so tun, als wären solche zwar nicht offensichtlich, aber doch möglich.

rebus

Gangsterspektakel

DT-Spiel im Bunker

Der Pfeil zur Bühne weist auf ein rostiges Blechtor. Dahinter ein grauer Quader mit schwarzen Gucklöchern,

vier Stockwerke hoch. Hinter einen schweren Vorhang wieder ein Pfeil, der Weg nach oben. Meterdicker Beton hängt einem nur wenige Zentimeter über dem Kopf. Das Treppenhaus ist wie ein Schacht durch einen steinernden Klotz. Das Grau ist bunt übersprüht. Wir sind im Bunker in der Albrechtstraße. Unser Ziel ist keine Techno- oder SM-Party, vielmehr hat das Deutsche Theater zu einer neuen Inszenierung geladen.

Die Zuschauer sammeln sich auf Stühlen, die wie in einem Vorzimmer aufgereiht sind. Vergebens sucht man die Bühne. „The Life of Stuff - Lebensstoff“ ist angekündigt. Entschärfte Monotonrhythmen erklingen, das Ambiente tut ein übriges - zu erwarten ist ein modernes Stück über Techno, Ecstasy und zugehörnte Köpfe. Irgendwie bekommt man das auch alles, aber nur in Form eines abgenutzten Drogenmafia-Plots. Die Halb-

starken und die Backfische in Simon Donalds Stück haben draußen in der Welt alle irgendwie ein bedauernswertes Scheißleben und hoffen bei der großen Party des Abends auf Anerkennung und den Stoff, den sie zum Leben brauchen. Sie leiden unter nervösem Ausschlag oder an totaler Nutzlosigkeit und scheinen so einem Mittelklasse-Dealer die sichersten Helfer auf dem Weg in den Zenit der Unterwelt. Als sie alle scheinbar begreifen, daß sie sogar als Mörder mißbraucht werden, ihr Gewissen entdecken und endlich auch der Möchtegern-Capone seinen Meister gefunden hat, taucht aus feurigem Nebel der Rächer auf, der von allen im Jenseits geglaubte wahre Big Boss. Er macht seinem Schneehandel-Konkurrenten den Gar aus und dessen Club zu Asche. Die Party wird niemals stattfinden.

Große Bosse, kleine Schurken und zwischen deren Mühlen eine paar verirrt arme Würstchen - keine außergewöhnlich originelle Story.

Und doch, die Szenerie bleibt nicht ohne Überraschung. Denn das Stück ist ungewöhnlich anstrengend für den Teilnehmer. Szenenwechsel ist hier wört-



lich. zunehmen. Wenn abgeblendet wird, muß die ganze Zuschauerschaft auf Wanderschaft gehen. Auf der gesamten 4. Etage des Bunkers, in 6 verschachtelten Räumen finden sich Keller, Partyhalle, Büro und Dachaussicht und wie Schnappschüsse reihen sich die Bilder aneinander. Aus dem Stück wird ein Comic strip. Und das nun paßt wiederum zur Geschichte, die ohne Technoklänge gut und gerne im Amerika der

30er Jahre spielen könnte. Nach einer knappen Stunde begreift man das endgültig. Drogen, Kapuzen-Shirts und Silberkleider machen eben noch kein aktuelles Stück. Das gute Spiel der Akteure, die Idee mit dem real-fiktiven Raumgefühl und die interesseweckende Spielstätte können die enttäuschten Erwartungen leider nicht wettmachen.

Jedoch der Bunker als Spielort und vor allem das Wissen um sein weltliches

Leben zwischen Kriegsvorgangheit und gegenwärtigem Ort eines jugendlichen Kampfes gegen die Wirklichkeit machen auch diesen Theaterabend zu einem Erlebnis.

jk

Nächste Aufführungen: 7., 8., 9., 17., 18., 22. Februar und 2., 3. und 9. März im Bunker am Deutschen Theater. Beginn immer 20.30 Uhr. Die Karten kosten 20,-DM und sollten vorbestellt werden, da nur jeweils 50 Zuschauer eingebunkert werden können.

Die Hochzeit der Narren

Karneval als Ausdruck für eine alternative, umgekehrte Welt oder eher Synonym für ein ausgedehntes Rauschgelage?

In kürze schlagen wir im Kalender das Kapitel der Fastenzeit auf, welche das nicht mehr allzuweit entfernte Osterfest ankündigt. Bevor jedoch die für viele immer noch besinnliche Bußzeit beginnt, erlaubt uns ein Brauch der Volkskultur ein närrisches Treiben. Mehrere Tage lang steht die Alltagswelt dann Kopf. Das allerdings nur in einigen Regionen unseres Landes. Dieser Anlaß nun läßt jedes Jahr im Berlin wohnenden Funkemariechen eine Art Lokalpatriotismus aufsteigen. Erneut fühlt es sich auch diese Jahr wieder dazu berufen, in einigen Wochen das winterliche, starre Preußen zu verlassen, um endlich wieder dem Narrenkult zu frönen.

Zurück geht's also ins rheinische Fastnachtsgetümmel, wo die karnevalistischen Schwingungen von der Hochburg Köln aus, bereits das gesamte Umland in gespannte Vorfreude Stimmung versetzen.

Seit 1823 lebt in Köln die romantische Tradition des neuen Karnevals fort. Prächtige Rosenmontagszüge, Funkenregiment, Kappensitzungen, sowie Büttenreden sind nur einige Schlüsselwörter für dieses Phänomen, das von vielen Leuten als nicht nachvollziehbar und oft niederträchtig verurteilt wird. Dabei werden die eigentlichen Wurzeln der Formen und Organisation dieses Festes außer Acht gelassen.

Vor etwa 700 Jahren nämlich feierte man in fast allen Teilen Deutschlands die Fastnacht als Beginn der Fastenzeit. Ausgiebigst wurde zelebriert, um die Entsagungen der bevorstehenden strenggehaltenen Rituale der Fasten- und Bußzeit zu kompensieren. Die Fastnacht, im schwäbisch-alemannischen „Fasnet“, im bayrisch-österreichischen „Fasching“ genannt, hatte demnach eine Ventilfunktion. Das Bedürfnis nach leiblichen Genüssen, ungezügelterm Verhalten und Maskerade konnten so mit Erlaubnis der herrschenden Klassen ausgelebt werden, um der nach Disziplin rufenden Vorbereitung auf das Osterfest standzuhalten und schließlich gerecht zu werden.

Die Fastnacht war im Spätmittelalter und der frühen Neu-



zeit ein städtisches Ereignis. Zünfte, Gesellengruppierungen und studentische Vereinigungen schlossen sich in Maskenumzügen zusammen, um sowohl die Politik, als auch die Kirche zu verspotten. Keine Gesellschaftsschicht wurde ausgelassen, niemand blieb von den Flüchen verschont. Man nahm sich einer recht derben, obszönen Sprache an und brach auf diese Weise soziale Konventionen.

Alex

Das Kino hat Geburtstag

Versuch einer Zusammenfassung

Beinahe heimlich hat mit Jahresanfang ein Jubiläum begonnen, das von Industrie und Beschäftigten der Branche eigentlich wie die Endphase des US-amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes gefeiert werden müßte: 100 Jahre Kino.

Als die Brüder Skladanovsky das bozende Känguru zum exentrischen Abendvergnügen der künstlerisch interessierten Berliner Bohème machten, ahnten sie und ihre Kollegen in Europa wahrscheinlich nicht, was mensch alles so mit Hilfe dieser bewegten Bilder anstellen würde.

Den an dieses, als siebte Kunst bezeichnete, Medium angeschlossenen Wirtschaftsunternehmen bringt es heutzutage jährliche Millionen von Dollar, DM (oder auch Zloty?) an Gewinn.

Und wir, die Konsumenten (oder auch Produzenten) der großen und kleinen Geschichte, die das Kino-Leben so schreibt, ergötzen uns -trotz der oft jenseits der 10DM-Grenze liegenden Eintritts- am körperlichen als auch seelischen Exhibitionismus der Akteure, schwelgen im immer wieder neu aufbereiteten Traum der großen, wahren und schönen Liebe, freuen uns über den Diletantismus oder das Pech von anderen oder lassen uns einfach animieren (wodurch und wozu ist der persönlichen Erfahrung eines jeden Lesers überlassen).

Am Anfang ward das Licht

„Ankunft eines Zuges“ oder „Das Bébé wird gefüttert“ waren vorrevolutionäre Kassenschlager der französischen Gebrüder Lumière, die europaweit ein ständig wachsendes Publikum beeindruckten. Der Titel täuschte nicht über den Inhalt des Filmes hinweg. Und als 1917 die Ufa (Universum-Film-Aktiengesellschaft) gegründet wurde und bald darauf sich Henny Porten und Emil Jannings in den Armen lagen oder Asta Nielsen Conrad Veidt den Kopf verdrehte war auch in Deutschland das Eis gebrochen. Trotz Hunger und Wirtschaftsmisere strömte alles ins Kino. Sexueller Ausschweifung wurde nach

der Aufhebung der Zensur Tür und Tor-passender ist wohl Vorhang- geöffnet, wenn Pola Negri gekonnt ihre Beine übereinander schlug oder der interessierte Besucher des Filmtheaters sich über die „Tragödie eines europäischen Rasseweibes“ ein Bild machen konnte. Exotik muß sein.

Doch die Ehre und vorallem das künstlerische Niveau des deutschen Films wurde mit denen in den Zwanziger Jahren entstanden expressionistischen 'Seelenkino' gerettet. In obskuren, futuristischen und abstrakten Dekorationen wurden Filme gedreht, die noch heute zu den Meisterwerken der Filmkunst zählen: „Das Kabinett des Dr. Caligari“, „Nosferatu“, „Metropolis“ oder „Der müde Tod“. Auch mit Beginn der Tonfilmzeit blieb das deutsche Kino im Gespräch. Erst unter Goebbels wurde die Ufa ihrem eigentlichen Gründungsziel untergestellt: als monopolisiertes Geschäft aus Kinos, Gesellschaften, Verleihbüros, Rohmaterialfabriken und Filmkreditbanken wurde der Film als massenwirksames Propagandamittel für den zweiten Weltkrieg benutzt.

Nach '45

Aufgeteilt in Defa im Osten und Bavaria-Filmkunst AG, AG für Filmfabrikate und Universum-Film AG im Westteil, ging man getrennte Wege. In der DDR wurde unter Defaaufsicht bis in die 60er Jahre hinein Filme produziert deren künstlerischer Wert für das deutsche Kino nicht zu unterschätzen ist. Jedoch wurde nach und nach eine immer enger werdende Welt des Sozialismus gezeigt, so daß das Interesse der Kinobesucher für solcherart Unterhaltung zunehmend schwand. Im Westen setzte das Nachkriegsdeutschland vorallem auf Heimatfilm und Kostüm-schmonzette. Die Kinokunst schlief, Ausnahmen bestätigen wie immer die Regel, ein. So ist auch verständlich, daß die „Nouvelle Vague“ der deutschen Cineasten erst Jahre später als im avantgardistischen Frankreich eingeleitet wurde, durch Leute wie Fassbinder, Kluge, Wenders, Straub oder Herzog. Erst in den Siebziger Jahren erhielten Filmschaffende durch staatliche Förde-

rungen und dem Auftraggeber Fernsehen größere Chancen zu produzieren. Der deutsche Autorenfilm war geboren und bestimmte das Geschehen in der Branche bis weit in die 80er Jahre hinein.

Organisation ist alles

Nun ist es eines über Kinogeschichte etwas zulesen etwas anderes aber von den Verantwortlichen etwas über den IST-Zustand des deutschen Kinos zu erfahren. Die deutsche Komödie hat gerade in den letzten drei Jahren viele Besucher ins heimische Filmtheater ge-



lockt, was nicht zuletzt der Verdienst junger Künstler ist. In und um Berlin gibt es mehrere Möglichkeiten für jeden, der sich berufen zur Kunst fühlt, ein Studium an einer Film- oder Schauspielschule zu absolvieren. Eine davon ist die HFF in Babelsberg. Am Wasser gelegen bietet sie jährlich einer Handvoll Studenten die Möglichkeit sich dem ewigen Ruhm etwas zu nähern. Einige der Villen in denen die einzelnen Fachbereiche untergebracht sind mußten schon aufgegeben werden, andere wiederum wurden vom Land Brandenburg käuflich erworben und wenn alles gut

geht wird die HFF auf das Gelände der Defa in Babelsberg ihr neues (und dann endgültiges) Domizil aufschlagen. Auf die Frage nach etwaigen Planungen anlässlich des Kinogeburtstages gab man mir ein für den kulturellen Bereich recht häufiges Nein zur Antwort; begründet wurde dies, wie so oft, mit fehlenden finanziellen Mitteln und Uneinigkeit über Inhalte der geplanten Veranstaltungen bei der angestrebten Kooperation mit anderen Medieneinrichtungen in Potsdam. Jeder kocht also sein eigenes Süppchen, dessen Zutaten mir aber verborgen bleiben mußten, da ich mich bei meinen Telefonaten immer wieder in der selben Situation befand: entweder war der mir anempfohlene Gesprächspartner nicht zu erreichen oder aber ganz unweisend meinen Anfragen gegenüber. Und so wurde ich vermittelt und vermittelt ...

Da tobt das Leben...

Ähnlich inaktiv gab sich auch die Deutsche Film- und Fernsehakademie im Herzen Berlins, die mich auf die Frage nach geplanten Veranstaltungen nur auf die Stiftung „Deutsche Kinemathek“ verwies. Dies ersparte ich mir aber, denn nach eingehender Recherche und gekonter Verknüpfung von Tatsachen und Hinweisen war ich hinter das Geheimnis des 'Koordinierenden Gremiums 100 Jahre Kino' gekommen, welches unter dem 'Deckmantel' der Filmförderungsanstalt Berlin eine ganze Broschüre zu den Jubiläumsaktivitäten als Maßnahmenkatalog herausgebracht.

Darin erfährt der erstaunte Leser, daß nicht nur Sonderbriefmarken und Telefonkarten auf den Markt kommen (oder schon sind) sondern auch das ein Jahrhundert-Kino-Zug durch deutsche Lande rollt, mit Trailershows während der Fahrt! Die wichtigsten Termine (laut Broschüre) wurden schon verpaßt bzw. liegen im warmen Juni. Am 8. des Monats ist in der Waldbühne Auftakt zur Reihe „Filme auf der größten Leinwand der Welt“ und am darauffolgenden Abend wird ebenfalls in Berlin der Deutsche Filmpreis verliehen (wer den wohl wiedermal bekommen wird?)

Wöchentlich donnerstags 20.30 Uhr läuft gleich neben dem Hauptgebäude der Uni im Zeughauskino eine Retrospektive zu „100 Jahre Kinematografie“. Weitere Filmreihen und Ausstellungen unter verschiedensten Aspekten bieten auch das Bundesfilm-Filmarchiv, die Landesbildstelle, die Stiftung „Deutsche Kinemathek“ oder auch der Verein „Die ersten 100 Jahre Kino in Berlin“ e.V. Sieben neue Bücher werden dem Neugierigen alles wissenswerte über das Kino verraten und es wird für Sportler und Fitgebliebene sogar Historische Wanderungen durch die Berliner Filmgeschichte in Pankow (vielleicht die Skladanovskystraße einmal auf und ab) und Weißensee geben. Selbst die Humboldtuniversität läßt sich nicht lumpen und bietet irgendwann im Laufe des Jahres ein Kolloquium zu „Der Mythos DEUTSCHLAND Wahrnehmungs-, Konsens- und Konfrontationsstrategien in ost- und westeuropäischen Spiel- und Dokumentarfilmen“ an.

Wem das alles nichts ist der hat ab dem 9. Februar immer noch die Chance sich bei der Berlinale die neuesten europäischen und amerikanischen Produktionen zu Gemüte zu führen und auf den original lebensgroßen Anblick des Schattens eines der angekündigten Filmstars zu hoffen oder vertraut einfach auf Kabelanschluß und vollen Kühlschrank und sieht sich die Filme im Fernsehen an.

-oha

Morgenduft, Rabattenzeit

ein Fortsetzungsroman

Prolog

„Gnädigste ihr Haar liegt so schief, erlauben sie mir dieses heikle Problem mit ein paar gekonnten Fingergriffen zu lösen?“

„Aber ich bitte sie, liebster Freund, war ich jemals ihnen gegenüber wirklich vormundschaftlich eingestellt? Sie können mir glauben, daß ich mehrmals täglich ihren Namen auf meine Taschentücher sticke und mit banger Sehnsucht einer neuerlicher Benutzung selbiger harre.“

„Oh, hätte ich das gewußt, wäre dies Bekenntnis schon früher über ihre roten Lippen gekommen, was wären mir für Qualen erspart geblieben, wie hätte mich jeder Sonnenaufgang von neuem zu Tränen gerührt, angesichts der Gewissheit Ihnen uneingeschränkt zu Diensten sein zu dürfen!“

„Ah, oh nicht zu stürmisch, fesselt doch auch mich die Etikette an meinen familiären Stand und etwas Contenance würde uns in dieser immer verfänglicher werdenden Situation gut zu passe kommen.“

„Aber sollten wir nicht unserem Herzen folgen. Sehn Sie nur wie Ihr Schal im Winde flattert, so frei und zart will auch ich Ihren Hals umschlingen können. Kommen Sie, folgen Sie dem Ruf Ihrer Triebe, ich seh doch das Verlangen in Ihren Augen glühen.“

„Halten Sie doch ein!“

Eilig sprang sie über die Hecke davon und stürmte zum nahegelegenen Ententeich. Hier ließ sie sich schwer atmend nieder, trunken vor Glück begann sie heftig mit den Augen zu rollen ...

oha

SCHILLER INTERNATIONAL UNIVERSITY



invites you to study at our Berlin campus

M.B.A. in INTERNATIONAL BUSINESS
(Master of Business Administration)

American education in Europe since 1964

Year-round courses: part-time/full-time

Other SIU campuses in Paris, London, Madrid, Heidelberg,
Strasbourg, Engelberg/Switzerland and Dunedin/Florida

Undergraduate program planned for Fall 1995

Please contact us at

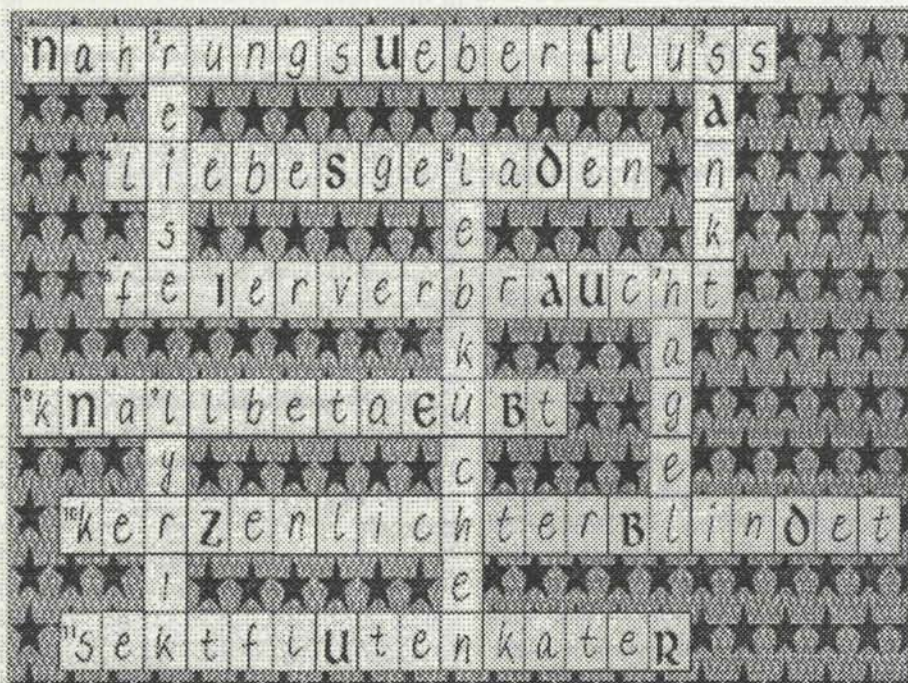
Chausseest. 111, 10115 Berlin-Mitte
(U-Bahn Zinnowitzer Str.)

Tel. 0 30 / 283 20 36 Fax. 0 30 / 283 20 37

Accredited Member „ACICS“ identified as a nationally recognised accrediting agency by the U.S. Dept. of Ed.

Kreuzwort?

Der Rätsel Lösung: heute Nr. 61 und Nr. 62



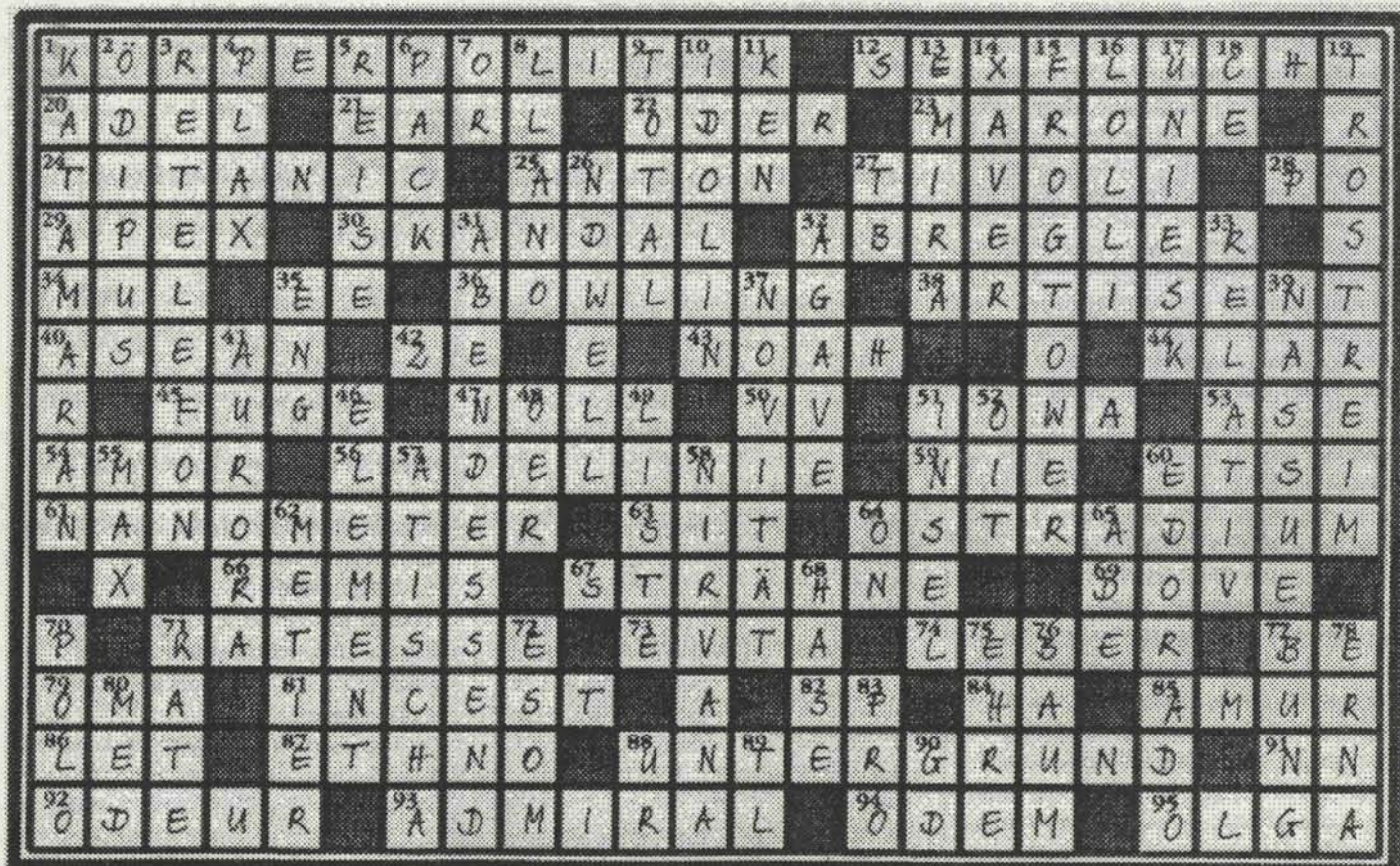
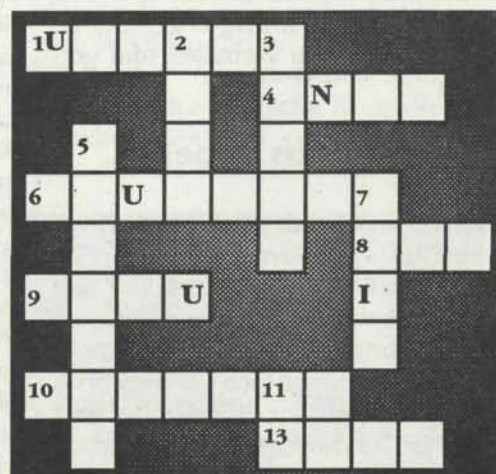
Spar- und Übungsrätsel

horizontal:

1. negatives Befindlichkeitsprädikat; 4. führender frz. Geiger seiner Zeit, Schüler von Corelli; 6. Gehbetrieb; 8. Fluß im Zentrum des Orion; 9. Luftreifen; 10. ungekochte Nahrung; 13. griechische Übersetzung des dritten Vokals;

vertikal:

2. ehemaliger Professor für Komposition an der Münchner Musikhochschule; 3. Modus eines Wanzendaseins auf der Mauer; 5. Umschlagplatz für Personenbeförderungsmittel; 7. apostrophierte Entscheidungssituation; 11. Normengeber für Einheiten; 12. linguistisches Konstitutiv der Fußballwette.



Meckerecke



zu „Das teuerste Flugblatt der Welt“
in UnAUF Nr. 62

Auch wenn ich mir nichts dafür kaufen kann, habe ich mich doch über den Artikel im Dezemberheft gefreut. Immerhin eine kleine Würdigung, zu der sich Eure Präsidentin nicht aufraffen kann.

Sie schuldet mir seit über 2 Jahren Antwort auf den „Offenen Brief“ auf Seite 170, abgedruckt in dem Buch „Das teuerste Flugblatt der Welt“.

Rainer Schottlaender

zu Meckerecke,
Leserbrief H. Schinkel in UnAUF 63

Nachdem auch die NADEL meine Zeitschrift abdruckte und ich mich wiederum in UnAUF 63, S. 39 entdeckte, zögere ich, wem in meinem Herzen der Vorrang gebührt.

Ich flüchte mich in dem historischen Satz: „Ich liebe Euch doch alle!“ Und zugleich diene ich mit ein paar Marken.
Helmut Schinkel

Die UnAUFGEFORDERT wird auch im Institut für Germanistik vertrieben, Zuschriften an die NADEL sind also in Zukunft nicht erforderlich.



Kinderbetreuung Sommerferien 1995

Wir suchen Betreuer/innen, die während der Sommerferien 1995, gegen Honorar, Kindergruppen betreuen wollen, die in Schullandheim unseres Verbandes fahren:

Interessenten melden sich bitte beim:

Schullandheim-Verband Berlin e.V.
Gotzkowskystr. 8, 10555 Berlin
Tel.: 030/ 391 53 84

Hilfe!

Hefter (gelb) vor dem Matheinstitut oder auf dem Klo in der 3. Etage (Hauptgebäude) liegengelassen. (23.01.1995)

Bitte beim Pförtner abgeben oder 03381/703540.

Wenn der weg ist, werde ich erschossen.

mutvilla sucht junge und alte **autorInnen (amateur/profi)**, die literarisch ihre **lesbische bzw. schwule** lebensweise reflektieren und die lust haben, vor interessiertem publikum aus ihren **gesammelten Werken** vorzulesen. ruhm und größe sind keine vorbedingungen, können aber auf diesem wege (vielleicht) erlangt werden. es ist nicht wichtig, ob ihr schon einmal veröffentlicht habt oder nicht, jedoch würden wir uns über einen netten brief und eine **arbeitsprobe** freuen. geplant sind mutvillas **lesbisch-schwule literaturtage im nächsten frühjahr**.
einsendeschluß: 11. februar 1995

**kontakt: humboldt-universität
pf mutvilla - lesbisch-schwule
interessenvertretung
unter den linden 6
10 099 berlin**

IMPRESSUM

UNAUFGEFORDERT

Die Studentenzeitung der Berliner
Humboldt-Uni.

Erstmals erschienen am
17. November 1989.

Redaktion:

Ingo Bach, Jens Schley
(Chefredaktion),
Franziska Ahles, Momme Ausborn, Stephanie Gimmerthal, Klaus Kallenberg, Anke Kautz, Juliane Kerber, Alexandra Kolle, Georg Linde, Hannah Lund, Antje Meinhold, Ulrich Miksch, Rüdiger Neick, Gesa Rothbarth, Julia Trotha, Sylvia Wassermann

Kontakt:

Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10 099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022,
Tel.: 2093 2288
fax: 2093 2770

Redaktionsschluß:

27. Januar 1995

Satz: Roody

Titel: Ralf Lutter (copyright B.Z.)

Fotos: Fisahn, Harre u. a.

Druck:

Contrast
Tempelhofer Damm 210
12099 Berlin
gedruckt auf Recycling-Papier

Nachdruck, auch auszugsweise, ist ausdrücklich erwünscht. Wir bitten aber um Quellenangabe und Belegexemplar.

Für alle Fakten besteht das Recht auf Gegendarstellung in angemessenem Umfang. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder. Kürzel werden nur von Redaktionsmitgliedern verwendet.

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt zu veröffentlichen

UNAUFGEFORDERT Nr. 65

erscheint am
10. April 1995.

Die Redaktionssitzungen sind öffentlich: dienstags, 18.00 Uhr, HG 3022.

Redaktionsschluß

für die nächste Nummer:
27. März 1995

Was ist ein Stupi?

Antwort: Ein Stupa-Studi. Ich hätte mich gern mit Ratschlägen an das Studentenparlament zurückgehalten, allein es geht nicht. Als ich heute meinen elektronischen Briefkasten leerte, fand sich darin auch eine Nachricht, die mich nachdrücklich aufforderte, doch an der Studentenparlamentswahl teilzunehmen. Es wurde mir sogar ein Bestechungsangebot gemacht, wenn ich fünfmal wählen ginge: „Jeder fünfte Wähler bekommt ein Überraschungsei.“ Das macht die gesamte Sache zwar überlegenwert, doch als alleiniges Argument reicht es am Ende vielleicht doch nicht.

Das Dilemma zu geringer Wahlbeteiligung gibt es ja seit neuestem in zweierlei Hinsicht: Mangel an Kandidaten und Mangel an Wählern. Deshalb besteht in diesem Jahr die Gefahr, daß einige Studenten den Sinn einer Wahl vielleicht nicht auf den ersten Blick erkennen, weil weniger Kandidaten als Sitze zur Verfügung stehen. Das macht die Wahl aber nur scheinbar unsinnig, denn natürlich darf man dem Studentenparlament zutrauen, daß sie einen Sitzverteilungsmodus finden, der dennoch einige Kandidaten durchfallen läßt – Spannung bis zum Schluß.

Man muß sich nach all dem überlegen, wie man die desinteressierten Studenten besser ködert. Das System muß ausgeklügelter werden. Ein fünftel Überraschungsei ist etwas zu plump. Bereits im letzten Jahr wurde ja ein einzelner Vorstoß gewagt, der Druck auf die Wählerschaft ausüben sollte: „Wer nicht wählt, wird exmatrikuliert!“ – auch nicht besonders geschmackvoll. Quatsch wäre sicher, den Studenten Einblick in

Arbeit und Daseinszweck des zu wählenden Gremiums zu gewähren. Etwas mystisches muß der Einrichtung für den Durchschnittsstudenten schon anhaften. Auch sollte man nicht verraten, daß Studentenparlament und Stupa dasselbe sind. Danach wurde ich übrigens schon einmal ernsthaft gefragt und wußte nur

ner, wie ÖffRef, RefRat und Stupa zusammenhängen, aber ausbaufähig ist das schon noch. Weiterhin sollte man Zulassungsbeschränkungen für Kandidaten für das Studentenparlament einführen – 44 sind einfach zu viele. Da wird gar nicht mehr deutlich, was es für eine Auszeichnung ist, in dem ober-

sten Studentengremium tagen zu dürfen. Die überzähligen kann man dann in den zusätzlich zu schaffenden Gremien beschäftigen. Ein weiterer wichtiger Schritt wäre die drastische Verkürzung der Wahlperiode. Wählt man so wie jetzt nur einmal im Jahr, muß man tatsächlich zumindest 6 Monate lang konstruktive Arbeit leisten, was leichter gesagt als getan ist. Völlig beliebig kann man nämlich die Vorbereitung auf die Wahl und die Nacharbeit der letzten Wahl leider auch nicht ausdehnen. Erinnert sei in diesem Zusammenhang an den Beschluß der Satzung nach der ersten Studentenparlamentswahl, der trotz wirklich gelungener Ansätze zur Verzögerung in nur 9 Monaten zustande kam. Hier wäre wirklich noch ein gewaltiges Potential für die Ausweitung der wählerwirksamen Gremienbürokratie. Wählte man also, sagen wir alle 3 Wochen, würde sich das Vorhandensein der studentischen Selbstverwaltung viel mehr bei den Studenten



zu antworten, daß das eine Hochschulpolitik macht, während sich das andere der HoPo zuwendet. Rein sachbezogene Argumente sind demnach sicher ungeeignet, um den Studenten zum Wählen zu bewegen. Viel mehr sollte man zur weiteren Mystifizierung aller studentischen Organisationen beitragen – neue Gremien, kryptischere Abkürzungen. Das verstärkt den Anschein von Wichtigkeit. Schon jetzt weiß zwar kei-

ins Gedächtnis eingraben – ein gewisses Mehrinteresse wäre die logische Folge. Vielleicht würde sogar der Wissenschaftssenator mit Bewunderung auf die Humboldt-Universität schauen. Eine werbewirksame Berichterstattung in Berlins Presse wäre dann gesichert. Vielleicht kann ja dann das Studentenparlament in Zukunft bei allen Wahlen die 10%-Hürde überspringen.